

Fortgesetzte Diskussionen zu früheren Beiträgen

Zu den gesammelten Kommentaren zum Aufsatz von Ingbert Jüdt

„Paläo-SETI zwischen Mythos und Wissenschaft“

in: *Zeitschrift für Anomalistik* 3 (2003), 166-204

von Ulrich Magin (Bd. 4, 255-257), Michael Schetsche (Bd. 4, 258-263) und
Gerd H. Hövelmann (Bd. 5, 126-135)

INGBERT JÜDT¹

Präastronautik als Neomythos

Die von den Kommentatoren meines Artikels, Gerd Hövelmann, Ulrich Magin und Michael Schetsche vorgebrachten Einwände und Anregungen lassen sich meines Erachtens in vier Punkten zusammenfassen: eine Kritik des Common Sense-Begriffes, eine Kritik des Gedankens vom Begriff des „Außerirdischen“ als „regulative Idee“, eine Kritik meiner These von der Fiktionalität präastronautischer Literatur sowie eine Anregung, den von mir verwendeten Begriff des Mythos zu überarbeiten. Ich gehe im Folgenden in dieser Reihenfolge auf die genannten Punkte ein.

1. Däniken manipuliert Quellen und Sekundärliteratur, daher wird Dänikens Aufrichtigkeit (Magin) bzw. Ernsthaftigkeit (Hövelmann) von mir überschätzt. Der Begriff des „Common Sense“ führt in diesem Zusammenhang eine zur Erklärung von Dänikens Erfolg unnötige Komplexität mit sich.

Ich gebe zu, dass in meiner Argumentation tatsächlich der Wunsch eine Rolle spielte, der Person Erich von Dänikens so viel Wohlwollen wie mir möglich zuzugestehen. Nun kann man damit auch übertreiben, und insofern äußern Magin und Hövelmann ihre Bedenken zu Recht, zumal mir die von Magin vorgebrachten Belege für Dänikens Manipulationen stichhaltig erscheinen. Ich bin aber der Ansicht, dass meine Verwendung des Common Sense-Begriffs von dieser Tatsache nicht berührt wird.

Wesentlich hierfür ist, dass die Motivation eines Verfassers von der Struktur und der Wirkung seiner Erzählung unterschieden werden muss. Insofern ist die Feststellung mangelnder Aufrichtigkeit des Textproduzenten Erich von Däniken durchaus vereinbar mit der Identifi-

1 Ingbert Jüdt, M.A., ist Soziologe und in der Software-Branche tätig. E-Mail: juedt@anomalistik.de.

zierung von Appellen an den Common Sense als wirkende (illokutionäre) Kraft in den Sprechakten präastronautischer Texte (oder Vorträge). Die Beteuerung, dass eine „naive“ Einstellung beispielsweise den tatsächlich gemeinten Sinn in der Darstellung auf der Grabplatte von Palenque am besten zu Tage fördere, kann vom Rezipienten des Textes *geglaubt* werden, wenn eine prädisponierte Neigung oder Bereitschaft zu diesem Glauben entsprechende Anhaltspunkte in der präastronautischen Argumentation findet. Dies gilt auch, wenn – oder gerade weil – der Produzent des Textes in seinem Sinn unpassende Indizien bewusst unterschlagen haben mag. Der Text zieht seine Qualität, beim Vorliegen bestimmter Prädispositionen auf Seiten des Lesers glaubwürdig zu sein, gerade aus der suggestiven Selektivität seiner Behauptungen. Für das Einsetzen dieses Effektes beim Leser ist es unerheblich, ob der Urheber dieses Effektes selbst unehrlich, schlampig oder bloß gutgläubig-naiv gewesen ist. Es bedarf des zweiten Schrittes einer kritisch reflektierenden Textrezeption des Lesers, welche über den Text hinaus die Person des Verfassers und ihre Integrität systematisch mit berücksichtigt, um entsprechende Eigenschaften des Verfassers für die Textwirkung beim Leser relevant zu machen. Mit „Common Sense“ bezeichne ich also primär eine Qualität der Wahrnehmung bei den *Rezipienten* präastronautischer Texte. Mit wie viel Bewusstheit diese Qualität ausgebeutet wird, ist eine interessante, aber sekundäre Frage.

Die weiteren von Magin vorgetragenen Einwände gegen den Common Sense-Begriff lassen sich m.E. außerdem ohne weiteres als dessen Merkmale auffassen. Die „einfache Zugänglichkeit der These“ (S. 257) und die „fehlende Intellektualität“ (S. 257) entsprechen der Eigenschaft von Common Sense-Wahrheiten, im Sinne alltäglicher Selbstverständlichkeiten ohne tiefergehenden Begründungsaufwand als evident aufgefasst werden zu können. Ein „komplexer Überbau“, wie Magin sagt (S. 255), ist für die Rezipienten solcher alltäglicher Wahrheiten gerade nicht erforderlich. Denn der Begriff bezeichnet ein formales Weltverhältnis, das sich durch einen hohen Grad an Kontextabhängigkeit und Implizitheit auszeichnet. Komplex ist der Begriff allein in analytischer Hinsicht, weil er sich in einen allgemeinen kulturtheoretischen Rahmen einfügen muss. Dass „im allgemeinen Sprachgebrauch der ‚common sense‘ positiv konnotiert“ (S. 255) ist, steht dem nicht entgegen. Zum einen wird dieser Umstand von Dänikens prononciertem Antiintellektualismus ausgenutzt, denn er tritt häufig gemeinsam mit der komplementären negativen Konnotation intellektueller Verstiegenheit auf (und seine Karriere als philosophischer Begriff hat mit einer solchen Opposition begonnen). Darüber hinaus kann es, wenn „Common Sense“ ein formales Weltverhältnis bezeichnet, in inhaltlicher Hinsicht mehrere Common Sense-Systeme geben – nämlich ungefähr so viele, wie eine in kulturelle Milieus differenzierte Gesellschaft ideologische Lager ausgebildet hat. Unter Berücksichtigung von Michael Schetsches Hinweis, dass in der (deutschen) UFO-Forschung die Befürworter wie Gegner der Existenz von UFOs typischerweise Laienforscher sind (S. 262), ergibt sich die zusätzliche Pointe, dass entsprechend auch auf beiden Seiten der Präastronautik-Debatte unterschiedliche, und zwar antagonistische, Common Sense-Systeme angetroffen werden können.

2. Die Präastronautik ist als „regulative Idee“ unfruchtbar (Magin).

Was Magins Ablehnung der Präastronautik als „regulative Idee“ ... zur traditionellen Geschichtsauffassung“ (S. 257) anbetrifft, so liegt hier ein Missverständnis vor. Meine Rede von der regulativen Idee bzw. vom Grenzbegriff betraf den Begriff des „Außerirdischen“ (genauer: den Begriff der „außerirdischen Intelligenz“) innerhalb des Kontextes von Untersuchungen, die eine positive oder negative Stellungnahme zur Paläo-SETI-Hypothese beinhalten. Sie betraf nicht die Präastronautik insgesamt in Opposition zu den etablierten Wissenschaften bzw. Auffassungen von der Menschheitsgeschichte. Im Folgenden erläutere ich kurz, wie ich diesen Grenzbegriff verstanden wissen möchte.

Die Rede vom „Grenzbegriff“ enthält die Vorstellung, dass eine Qualität oder eine Kombination von Qualitäten, die durch den Begriff bezeichnet wird, in der tatsächlichen Erfahrung nur näherungsweise angetroffen wird.² Die Rede von der „regulativen Idee“ enthält die Vorstellung, dass eine Reihe von kognitiven Operationen auf einem Gegenstand der Erfahrung auf einen Grenzbegriff hin konvergieren, ohne ihn zu erreichen, da der Inhalt dieses Grenzbegriffs selbst nicht als Erfahrung gegeben werden kann. In der Kantschen Vernunftkritik beispielsweise ist „Gott“ eine solche regulative Idee. Für uns kann der Begriff der „außerirdischen Intelligenz“ deshalb nicht als Erfahrung gegeben werden, weil wir *bislang kein* Phänomen unserer Erfahrung *unstreitig und reproduzierbar* als eine solche außerirdische Intelligenz identifiziert haben. Daher kann dieser Begriff sich nur auf Dinge beziehen, denen wir mit guten Gründen zubilligen wollen, Resultat einer intelligenzgeleiteten Erschaffung oder Herstellung zu sein, und deren Eigenschaften zugleich über das hinausgehen, was wir menschlichen Urhebern zuzuschreiben bereit sind. Würden wir die unstreitige und reproduzierbare Erfahrung des Kontakts mit einer außerirdischen Intelligenz machen, so würde dies zwar den betreffenden Grenzbegriff als solchen nicht aufheben, da dem Grundsatz nach eine andere konkrete außerirdische Intelligenz als die, welche in den Bereich unserer Empirie eingetreten ist, für die in Frage stehenden Anomalien zuständig sein könnte, aber im praktischen Gebrauch würde er zunächst durch den empirischen Fall jener bestimmten außerirdischen Intelligenz ersetzt, an deren spezifischen, durch Erfahrung ermittelbaren Eigenschaften wir unseren Begriff des Außerirdischen nunmehr bilden würden.

2 Hierin entspricht das Konzept dem Weberschen Begriff des Idealtypus: „Er wird gewonnen durch einseitige *Steigerung eines* oder *einiger* Gesichtspunkte und durch Zusammenschluss einer Fülle von diffus und diskret, hier mehr, dort weniger, stellenweise gar nicht, vorhandenen *Einzelerscheinungen*, die sich jenen einseitig herausgehobenen Gesichtspunkten fügen, zu einem in sich einheitlichen *Gedankenbilde*. In seiner begrifflichen Reinheit ist dieses Gedankenbild nirgends in der Wirklichkeit empirisch vorfindbar, es ist eine *Utopie*, und für die *historische* Arbeit erwächst die Aufgabe, in jedem *einzelnen Falle* festzustellen, wie nah oder fern die Wirklichkeit jenem Idealbilde steht“ (Weber 1988, S. 191, Herv. i. Orig.).

Unser Grenzbegriff ist somit bis auf weiteres nur durch die Kombination eines positiven (die intelligente Erschaffung oder Herstellung eines Gegenstandes der Erfahrung) und eines negativen Merkmals (der Qualität der Nichtmenschlichkeit) anwendbar. Im Falle einer unstreitigen und reproduzierbaren Kontakterfahrung würde einerseits dieses negative Merkmal ersetzt durch das positive Merkmal eines spezifischen und anhand konkreter Attribute operationalisierbaren Außerirdischseins. Das erste, positive, Merkmal der intelligent behafteten Urheberchaft kann andererseits durch ein weiteres negatives Merkmal, nämlich den Ausschluss natürlichen Zustandekommens, ersetzt werden. Der Begriff des Natürlichen ist hierbei zusätzlich auf die subhumane Natur einzuschränken, da eine hypothetische transhumane Natur für uns derzeit ebenfalls kein unstreitiger Erfahrungsgegenstand ist. Außerirdischen Ursprungs sind dann für uns alle intelligent erschaffenen nicht-natürlichen und nicht-menschlichen Gegenstände der Erfahrung.

Ein *Grenzbegriff* von außerirdischen Intelligenzwesen und ihrer hypothetischen Kommunikation mit Menschen ist also erstens *abstrakt*, insofern er weder a priori noch ad hoc Annahmen über spezifische Qualitäten des Außerirdischseins enthalten darf, und zweitens *negativ*, weil er anhand von negativen Bestimmungen des Natürlichseins und des Menschlichseins zustande kommt. Die von Hövelmann (S. 127) genannte literarische Fiktion eines Kontakts mit Außerirdischen, „Picknick am Wegesrand“ (Strugatzki & Strugatzki 1981), erfüllt die Anforderungen eines solchen Grenzbegriffs, insofern einerseits die Nichtmenschlichkeit der in den so genannten „Zonen“ aufgefundenen Gegenstände durch die Unfähigkeit, sie technisch zu reproduzieren oder auch nur zu verstehen, außer Frage steht, und andererseits ihre Nichtnatürlichkeit durch die Evidenz ihrer Technizität gegeben ist. Gleichzeitig bleiben die Urheber dieser Artefakte im Roman unbekannt, sodass ein empirischer Begriff von spezifischen Außerirdischen nicht gebildet werden kann.

Demgegenüber haben präastronautische Autoren üblicherweise Schwierigkeiten, insbesondere dem Kriterium eines Nachweises der Nichtmenschlichkeit des Ursprungs von archäologischen Artefakten oder Motiven aus der Mythologie zu genügen. Nicht zuletzt die Nichtbeachtung kulturwissenschaftlicher Wissensbestände führt hier zu einem unkritischen Umgang mit mehrdeutigem Material. Ebenso wird in theoretischer Hinsicht methodisch diszipliniertes spekulatives Denken gerne durch hypertrophe trivialliterarische Phantasmen ersetzt.³

3. Präastronautik-Texte sind nicht fiktional, sondern erheben Anspruch auf Wissenschaftlichkeit oder mindestens Sachlichkeit. Daher ist die Unterscheidung zwischen fiktionalen und nicht-fiktionalen Texten für die Beurteilung der Präastronautik nicht zielführend (Schetsche).

3 Man nehme beispielsweise nur einmal zur Kenntnis, welche Handlungen Däniken seinen Astronautengöttern unter dem Stichwort „Kriege der Götter“ zuschreibt (z.B. Däniken 1996, S. 144, S. 157; Däniken 2001, S. 203 f.).

Dieser Einwand Schetsches ist m.E. zutreffend und zugleich der schwerwiegendste der erhobenen Einwände. Ich möchte daher versuchen, die von mir in dieser Behauptung komprimierten Thesen über die Merkmale präastronautischer Texte neu zu fassen.

Hierzu möchte ich die in meinem Aufsatz erwähnte Charakterisierung der hermeneutischen Situation als Polarität von „Geschichte“ und „Gedächtnis“ durch Jan Assmann wieder aufgreifen: „Das Gedächtnis will die Vergangenheit bewohnen und mit seinen eigenen Bildern ausstatten, während die Geschichtswissenschaft in ihrer radikalen Form des historischen Positivismus die Vergangenheit neutralisieren und in ihren eigenen Stimmen zum Sprechen bringen will, wie fremd sie auch klingen mögen“ (Assmann 1998, S. 42). In dieser Definition wird eine Polarität von Sachhaltigkeit und Sinnstiftungsfunktion eines Argumentationsgangs, oder pointierter: von Wahrheitssuche und Sinnsuche beschrieben. Am Pol der Wahrheitssuche hat sich das persönliche forschungsleitende Interesse soweit beruhigt, dass es in den eigentlichen Forschungsprozess nicht hineinspielt und das Eigenrecht der Sache, die untersucht wird, zur größtmöglichen Geltung kommen lässt. Am Pol der Sinnsuche steht das Bedürfnis nach einer subjektiv als konsistent und befriedigend empfundenen Modellvorstellung vom untersuchten Gegenstand so sehr im Vordergrund, dass die Bezüge dieser Modellvorstellung auf die umrahmende Erwartungsstruktur höhere Relevanz erlangen als ihre Bezüge auf methodisch korrekt gebildete Protokollsätze. Somit kann ein starker persönlicher Glaube an die „Gerechtfertigkeit“ des eigenen Anliegens zu einer Konfundierung oder Entdifferenzierung der Dimensionen von sachlicher Wahrheit und normativer Richtigkeit führen.

Ist der Bedarf an Sinnressourcen bei einer Rezipientenpopulation groß und dementsprechend ihre Glaubensbereitschaft hoch, so kann sich das Interesse am Erhalt der Ordnung des sinnstiftenden Modells vom Interesse an einer möglichst großen Annäherung an die historische Wahrheit abkoppeln und das Modell gegen abweichende Protokollsätze immunisieren. Die innere Kohärenz und Geschlossenheit der Aussagen eines Erklärungsmodells kann dann als Substitut für methodisch gültige Ableitungen solcher Aussagen aus der jeweiligen Datenbasis eintreten. Die Grenzen zwischen dem wissenschaftlich konstruierten Lösungsraum einer Problemdomäne einerseits und einem auf dieselbe Domäne bezogenen ideologischen Glaubenssystem andererseits sind dabei im Prinzip fließend. Je unsauberer die wissenschaftliche Arbeit ist, desto leichter können ideologisch erwünschte und ideologisch generierte Modellaussagen als plausible Approximationen der tatsächlichen Sachverhalte durchgehen. Und je stärker sich ein ideologisches Bedürfnis ausprägt, umso mehr wird sich wissenschaftliches Arbeiten sachfremd motivierten Manipulationen ausgesetzt sehen. Das Merkmal, welches ich mit meiner Rede vom fiktionalen Charakter präastronautischer Texte erfassen wollte, war eben die Verselbständigung der in der Präastronautik verfassten historischen Erzählungen gegenüber ihrer nachweisbaren Datenbasis und die Vernachlässigung der Plausibilitätskriterien von Sachhaltigkeit und methodischer Ableitbarkeit zugunsten alleiniger Berücksichtigung von innerer Kohärenz sowie moralischer und ästhetischer Aussagekraft. Der Grund für meine Begriffswahl lag darin, dass fiktionale Texte primär eine Sinnstruktur konstruieren,

welche empirische Tatbestände aus der jeweiligen empirischen Referenzwelt um ihrer eigenen Mitteilungszwecke willen sich unterordnet und dienstbar macht. Ich muss aber einräumen, dass dies eine unzutreffende Begriffswahl gewesen ist, da der vom Verfasser der erörterten Texte erhobene Anspruch, Sachtexte zu produzieren, bei ihrer Beurteilung nicht unterschlagen werden darf.

So verstanden handelt es sich bei meiner Interpretation der hermeneutischen Polarität um eine analytische Dimension, die zur Unterscheidung von wissenschaftlichen und nichtwissenschaftlichen Texten quer liegt und die man als die Frage nach dem Grad der Ideologiehaltigkeit von nichtfiktionalen Texten begreifen kann (mit der Frage, inwieweit auch fiktionale Texte Ideologie transportieren können, befasse ich mich hier nicht). Denn auch eminent wissenschaftliche Texte können ideologiehaltig sein, und ein nüchtern an seinem Thema arbeitender Laienforscher kann mit einer kongenialen Intuition für das „Eigenrecht der Sache“, mit der er sich befasst, ausgestattet sein. Ideologiehaltigkeit messe ich hier anhand der größeren Nähe eines Argumentationsgangs zum einen oder anderen Pol der hermeneutischen Achse, also am Grad der *Deutung für uns* im Unterschied zur *Deutung um der Sache willen*. Was in dieser Dimension den Wissenschaftler vom Laienforscher unterscheidet, ist, dass letzterem beim Verlassen der Sachdimension geringere methodische Widerstände entgegenstehen und er die Grenze zwischen dieser und dem Feld der Ideologieproduktion möglicherweise schwerer zu erkennen vermag. Dass Ideologieproduktion auch auf hohem Niveau möglich ist, sehen wir am leichtesten an Beispielen, die unsere eigene moralische Empfindlichkeit ansprechen, also beispielsweise anhand von Wissenschaftlern oder Funktionären, die sich in der einen oder anderen Weise in den Dienst totalitärer Regime gestellt haben. Dies kann beispielsweise der „Fall Heidegger“ illustrieren, insofern hier der Verfasser des philosophiegeschichtlich epochemachenden Werks „Sein und Zeit“ sich nicht zu schade war, die von ihm angestrebte Revolutionierung der Philosophie und die politische Revolution der Nazis affirmativ und proaktiv als ein Verhältnis der Wahlverwandtschaft zu deuten und dies in einer flammenden Rektoratsrede für den Umbau der deutschen Universitäten in nationalsozialistischem Geiste zum Ausdruck zu bringen (siehe hierzu Safranski 1997; Bourdieu 1988).

Mein zentrales Anliegen bestand in der Absicht, den außerordentlichen Erfolg präastronautischer Texte auf eine ihnen inhärente mythische Qualität zurückzuführen. Dies betrifft wie schon im vorhergehenden Diskussionspunkt die Relation zwischen Text und Leser, nicht die Relation zwischen Autor und Text. Mit meiner Festlegung auf das Kriterium der Fiktionalität habe ich jedoch den für mich eigentlich zentralen Begriff des Mythos unzulässig eingeschränkt.

4. Der verwendete Begriff des Mythos könnte auf andere Weise besser gefasst werden (Schetsche).

Für meine Deutung präastronautischer Lehren als Mythos unter Bezug auf Ashworth und dessen Deutung von Lévi-Strauss habe ich zweifellos nur eine von vielen begrifflichen Mög-

lichkeiten ausgewählt, um mich dem Thema „Mythos“ zu nähern. Im Hinblick auf meine bisherigen Argumente bietet sich aber der Versuch an, diesen Begriff in einen systematischen Zusammenhang mit den Begriffen „Common Sense“ und „Ideologie“ zu bringen.

Alle drei Begriffe möchte ich so verstehen, dass mit ihnen unterschiedliche Anteile unreflektiert bleibender Selbstverständlichkeit in der Erfahrung bzw. im Denken bezeichnet werden, wodurch sie sich auf einer Skala anordnen lassen. Im Falle des Common Sense ist die Rede von der für die Bewältigung des praktischen Alltagslebens erforderlichen Selbstverständlichkeit der gemachten Erfahrungen und der mit diesen Erfahrungen umgehenden Handlungen – die selbstverständliche Vertrautheit mit der alltäglichen Welt, die in den Urteilen des Common Sense als Berufungsinstanz fungiert. Der Umfang begrifflicher Explikation des Gemeinten ist am geringsten hier, wo auch seine implizite Selbstverständlichkeit am größten ist. Eine wesentliche Explikationsform des Common Sense sind daher Sprichwörter, die schlaglichtartig einzelne, punktuelle Zusammenhänge der Alltagswelt, also die primäre Erfahrungsstruktur erhellen.

Am anderen Ende der Skala befinden sich ideologische Systeme. Sie sind typischerweise durch große begriffliche Explikationsarbeit gekennzeichnet, und behalten doch einen blinden Punkt zurück, den sie einer Quelle verdanken, über die sie nicht reflexiv verfügen. So enthält beispielsweise das Werk von Karl Marx enorme analytische Leistungen, die ihn zu einem der Gründerväter der modernen Soziologie machen, und dennoch bleibt es einem geschichtsphilosophischen Glauben verhaftet, der über das empirisch Triftige hinaus ein dogmatisches Schema ins Spiel bringt, das von seinem Autor unhinterfragt bleibt. Dieser blinde Punkt wäre im Falle von Marx (und vermutlich generell) der des eigenen sozialen Standorts mit seinen spezifischen ideellen Interessen. Marx wurde durch ihn daran gehindert, seine eigene Rolle als kritischer Intellektueller unter soziologische Reflexion zu bringen und eine Soziologie der Intellektuellen zu entwickeln, die über die denunzierende Identifikation „bürgerlicher Ideologen“ hinausginge. Die Explikationsform ideologischer Systeme bedarf einer ausgearbeiteten Theoriestructur. Über das Niveau ideologischer Systeme hinausgehend entstehen schließlich noch die modernen wissenssoziologischen Theorien, die den Standort des Analytikers vollreflexiv in die analytische Arbeit inkorporieren.

Zwischen diesen beiden Bereichen des Common Sense und des ideologischen Systems liegt der Mythos. Zwischen ad hoc vergegenwärtigter Erfahrungsstruktur und elaborierter Theoriestructur arbeitet er mit der Konstruktion von Erzählstrukturen, die einer subjektivistischen Logik folgen.⁴ Diese „subjektivistische Struktur ist die dominante Struktur des Weltverständnisses bis zur Neuzeit. Als dominante Struktur bestimmt sie jede der kategorialen Formen: Substanz, Kausalität, Zeit, Raum“ (Dux 2000, S. 119). In diesen Erzählungen werden Grundkonstanten der Welterfahrung in einer systematischen, aber noch nicht architektonisch strengen

4 Zur Universalität des subjektivistischen Schemas in vormodernen Kulturen siehe Dux (1982, S. 96 ff.) und Dux (2000, S. 115 ff.).

Weise expliziert. Kennzeichen des Mythos ist vielmehr, dass mit seinen Elementen „gebastelt“ werden kann⁵, sie also für unterschiedliche Ausdrucks- und Unterscheidungsabsichten re-kombinierbar bleiben, ohne hierfür – wie in systematisierten Ideologien – einen eigenständigen Begründungsaufwand zu erfordern. Gegenüber dem Common Sense wiederum sind die mythischen Systeme abstrakter und können gegen die unmittelbare Erfahrung eine Eigengesetzlichkeit geltend machen, die sie einer göttlich verbürgten Ordnung geschuldet sehen und die in gezielt lehrhafter, zum Beispiel staatstragender Absicht eingesetzt werden kann. In dieser Eigenlogik, die eine Abkoppelung von der primären Symbolisierung von Erfahrung bedeutet, sehe ich (um hier den entsprechenden Hinweis von Schetsche, S. 259, Anm. 7, aufzugreifen) auch das von Roland Barthes (2003, S. 92) genannte Kriterium erfüllt, dass Mythen sekundäre semiologische Systeme sind.

Hier kann nun auch ersichtlich werden, warum in bezug auf unser Problem der Charakterisierung präastronautischer Argumentationen die von mir ursprünglich herangezogene Unterscheidung von fiktionalen und nichtfiktionalen Texten fehlgeht: für die Bedeutung und Beurteilung eines Mythos kommt es nicht primär darauf an, ob er von fiktiven oder nichtfiktiven Dingen erzählt – mithin ist diese Unterscheidung nicht relevant. Wenn wir zum Beispiel einen kosmologischen Mythos der Art, wie sie in der „Mühle des Hamlet“ beschrieben sind, betrachten, dann können wir zwei Bedeutungsebenen rekonstruieren: die Ebene der oberflächlichen Erzählung vom Schicksal seiner Protagonisten, und die Ebene seiner „wahren“ Bedeutung als Notation astronomischer Beobachtung. Ein naiv aufklärerischer Standpunkt würde dem Mythos die Nichtexistenz seiner Protagonisten vorhalten, für seine ursprünglichen Rezipienten wären sie jedoch real und existent, weil der Akt der Personifikation von Naturprozessen die einzige für sie mögliche und daher gültige Weise der Beschreibung ihrer tatsächlichen Erfahrung darstellt. Schließlich geht der Mythos auch darin über die Unterscheidung des Fiktionalen vom Nichtfiktionalen hinaus, dass er zwar ein sachliches Weltverhältnis enthalten und zum Ausdruck bringen kann, aber sich nicht wie ein wissenschaftlicher Text darauf beschränken muss. Er kann darüber hinaus auch für ein soziales und ein expressives Weltverhältnis zuständig sein. In der Sachdimension ist der Mythos kosmologisch fundierend. Er erzählt vom Kosmos als einem „wohlgelingende(n) Prozess, wie er sich täglich aufs neue aus dem Wirken der Götter ergibt“ (Assmann 2003, S. 61). In der Sozialdimension ist der Mythos moralisch bzw. politisch fundierend, insofern er von der Herrschaft der Götter über die Menschen erzählt und ihr Sozialleben in Kultus und Ritus ordnet. In einer weiteren, der expressiven oder ästhetischen Dimension ist er psychologisch und therapeutisch fundierend, indem er von der menschlichen Schicksalswelt als einem sinnvollen Ganzen erzählt und hierin das Verhältnis des Individuums zu seinem persönlichen Schicksal und darin zu sich selbst gestalten hilft.

5 Dies ist Lévi-Strauss' Begriff der „bricolage“, siehe Lévi-Strauss (1968, S. 29 ff.).

An dieser Stelle kann ich nun noch einmal formulieren, in welchem Sinne ich die Präastronautik selbst für ein mythisches System halte. Die Präastronautik nimmt zunächst den naiv-aufklärerischen Standpunkt zum Mythos ein, indem sie mit enthüllendem Gestus verkündet, dass die Götter der Überlieferung *als Götter* nicht existieren. Der kritische Impuls, der in dieser Destruktionsarbeit liegt, wird jedoch nicht zu einer Kritik der mythischen Form ausgebaut. Denn der Versuch, den Mythos als Ausdruck eines allgemeinen menschlichen Weltverhältnisses zu deuten, wird in der Präastronautik gar nicht erst unternommen. Anstatt den subjektivistischen Modus der Personifikation als Element der mythischen *Formgebung* zu verstehen, wird er als sein Inhalt genommen. Götter sind keine Götter mehr, aber sie bleiben Personen. Damit wird aber die in den modernen Kulturwissenschaften gewonnene kritische Distanz zum Mythos wieder revidiert, und der Präastronautiker assimiliert sein eigenes Weltverständnis an das der Urheber des Mythos. Er kehrt unter Preisgabe reflexiver Erkenntnisgewinne in das Weltverhältnis des Mythischen zurück, um hierin die Erfüllung eigener weltanschaulicher Bedürfnisse zu finden. Die wesentliche Modifikation, die er unternimmt, um unter modernen Bedingungen die Glaubwürdigkeit eines wörtlich genommenen Mythos wiederherzustellen, besteht in der Substitution der bisherigen mythischen Protagonisten durch Zeitgenossen des technischen Zeitalters – nämlich in der Substitution von „Göttern“ mit „Astronauten“. „Die Götter waren Astronauten“ ist daher der zentrale programmatische Satz der Präastronautik, der ihr Verhältnis zum Mythos ausdrückt. Von einem kulturwissenschaftlich informierten Standpunkt aus ist jedoch nicht die *symbolische* Deutung mythischer Erzählungen, wie Däniken verkündet, „altmodisch“, sondern die *technische* der Präastronautik – weil sie sich von der kognitiven Form des Mythos nicht lösen kann und an seinem Darstellungsmodus festhält, während sie seinen Inhalt umwälzt. Das Element des Rückschritts, das in dem Verlust der in der Moderne eben erst gewonnenen kritischen Distanz zur Überlieferung beschlossen liegt, macht die präastronautische Umgestaltung des Mythos zudem *neomythisch*, insofern für den Begriff des „Neomythos“ die Idee eines solchen Rückschritts gegenüber einem bereits erreichten Stand von Aufklärung wesentlich ist.⁶ Hieran kann auch deutlich werden, dass die von der Präastronautik gegenüber den Kulturwissenschaften geübte Ignoranz eigentlich ein Verhältnis der *Zurückweisung* ist, insofern letztere das naive bzw. pseudokritische Verhältnis zum Mythos als Option ausschließen.

Literatur

- Assmann, J. (1998): Moses der Ägypter. Entzifferung einer Gedächtnisspur. Hanser, München/Wien.
 Assmann, J. (2003): Die mosaische Unterscheidung oder Der Preis des Monotheismus. Hanser, München/Wien.

6 Zum Begriff des Neomythischen siehe Hauser (2004), vgl. auch meine Rezension von Hausers Studie in dieser Ausgabe der *Zeitschrift für Anomalistik*.

- Barthes, R. (2003): *Mythen des Alltags*. Suhrkamp, Frankfurt/Main.
- Bourdieu, P. (1988): *Die politische Ontologie Martin Heideggers*. Suhrkamp, Frankfurt/Main.
- Däniken, E.v. (1996): *Botschaften und Zeichen aus dem Universum*. Goldmann, München.
- Däniken, E.v. (2001): *Die Götter waren Astronauten! Eine zeitgemäße Betrachtung alter Überlieferungen*. Bertelsmann, München.
- Dux, G. (1982): *Die Logik der Weltbilder. Sinnstrukturen im Wandel der Geschichte*. Suhrkamp, Frankfurt/Main.
- Dux, G. (2000): *Historisch-genetische Theorie der Kultur. Instabile Welten. Zur prozessualen Logik im kulturellen Wandel*. Velbrück Wissenschaft, Weilerswist.
- Hauser, L. (2004): *Kritik der neomythischen Vernunft. Band 1: Menschen als Götter der Erde. 1800-1945*. Schöningh, Paderborn/München/Wien/Zürich.
- Lévi-Strauss, C. (1968): *Das wilde Denken*. Suhrkamp, Frankfurt/Main.
- Safranski, R. (1997): *Ein Meister aus Deutschland. Heidegger und seine Zeit*. Fischer, Frankfurt/Main.
- Strugatzki, A.; Strugatzki, B. (1981): *Picknick am Wegesrand*. Suhrkamp, Frankfurt/Main.
- Weber, M. (1988): *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*. Mohr (Siebeck)/UTB, Tübingen.

Zu den Beiträgen von Michael Schetsche
„Zur Problematik der Laienforschung“
 in: *Zeitschrift für Anomalistik* 4 (2004), 258-263
 und Gerd H. Hövelmann
„Laienforschung und Wissenschaftsanspruch“
 in: *Zeitschrift für Anomalistik* 5 (2005), 126-135

HORST FRIEDRICH ⁷

**Plädoyer für den Privatgelehrten – Zur Problematik der Begriffe
 „Laienforschung“ und „scientific community“**

Den Beitrag von Michael Schetsche begrüße ich. Er regt zu vertieften Betrachtungen an. Wer ein Faible für Semantik (im Sinne der Hinterfragung der Bedeutung eines bestimmten Wortes) und Epistemologie hat, wird sich auch im vorliegenden Fall sofort und gewissermaßen automatisch fragen, was genau gemeint ist mit den Begriffen „Laienforschung“ und „scientific

⁷ Dr. Horst Friedrich hat über Naturforscher im Barock-Zeitalter promoviert und lebt als Pensionär in Wörthsee.

community“, die Schetsche verwendet, und ob diese Ausdrücke auch im wünschenswerten Sinne definiert wurden.

Die beiden Begriffe spielen in Schetsches Betrachtungen eine ganz entscheidende Rolle. Er sieht, wenn ich ihn recht verstehe, „Laienforschung“ und „scientific community“ als einander ausschließende Gegensätze. Es handelt sich gewissermaßen um zwei nebeneinander im Raum schwebende Planeten, zwei ganz verschiedene Welten: auf dem einen Planeten leben die Personen, die „Wissenschaft“ (=Schulwissenschaft) betreiben, auf dem anderen die „Laien“, nämlich jene, die sich – „laienhaft und (tendenziell) unwissenschaftlich – mit Fragwürdigem (vulgo „Pseudowissenschaftlichem“) befassen.

Nun kann man zwar wirklich nicht behaupten, die „Laienforschung“ habe Schetsche keinerlei Anlass zu solch kritischer Beurteilung gegeben. In der Tat hatten wir wohl alle schon das zweifelhafte Vergnügen, in „populärwissenschaftlichen“ Zeitschriften mit großer Auflage, die man in den Bahnhofsbuchhandlungen kaufen kann, oder auch in kleinen, meist nur für ein paar Jahre existierenden, hochtönend als „Fachzeitschrift“ bezeichneten Journalen grässlich unbedarfte Artikel von „Laienforschern“ zu entdecken, bei denen man sich fragte, was sich die Redaktion dabei dachte, diese abzdrukken. Aber es würde andererseits nicht den Tatsachen entsprechen, wollte man behaupten, alle „Laienforscher“ arbeiteten so. Manche machen wichtige Entdeckungen. Und außerdem gibt es außerestablishmentär noch die echten „Privatgelehrten“. Auf sie komme ich noch zurück.

Doch zunächst den erwähnten zwei „Planeten“. Handelt es sich bei ihnen wirklich gewissermaßen um zwei Welten, wie auch Schetsche zu meinen scheint? Ich denke, diese Vorstellung übersieht das Faktum, dass es unter den Lehrmeinungen unserer „Establishment“-Wissenschaften von – aus streng epistemologischer, wissenschaftsphilosophischer Sicht – Fragwürdigkeiten und Ungesichertem leider auch nur so wimmelt. Ich nenne da nur, lediglich als Beispiele, den Darwinismus, die „Urknall“-Phantasterei nebst „Expansion des Universums“, oder die Lehre vom „Großen Eiszeitalter“.

Es ist daher also selbstevident, dass diese vermeintlich so unterschiedlichen „Planeten“ in Wirklichkeit so unähnlich gar nicht sind. Und das trotz einer, wie man meinen sollte, guten wissenschaftlichen Ausbildung. Man denke nur an die im Schoße der Establishment-Wissenschaft kreierte, unheilstiftenden Lehrmeinungen von vermeintlich existierenden, streng voneinander getrennten „Rassen“ der Menschheit. Das war nun zwar keine „Laienforschung“. Aber man kann gut verstehen, wenn dergleichen heute als „Pseudowissenschaft“ bezeichnet wurde. An „Scharlatanerie“ grenzte es zweifellos. Und doch fand das alles im Rahmen der organisierten Schulwissenschaft statt, und die Beteiligten waren promovierte Wissenschaftler und Professoren. Das muss bei jeder Diskussion des Themas „Laienforschung versus scientific community“ bedacht werden. Schetsches quasi Stolz darauf, was man im universitären Establishment doch so alles beigebracht bekommt, im Gegensatz zu den weitestgehend unbedarften „Laien“, ist also nur bedingt berechtigt. Ich habe allerhand promovierte Wissenschaftler, ja selbst Professoren, kennen gelernt, deren Kompetenz – sowohl

in ihrem Fachbereich als auch in der „Wissenschaft von der Wissenschaft“ – durchaus zu wünschen übrig ließ. Ich denke, jeder, der mit unserem Wissenschaftsbetrieb vertraut ist, wird mir in dieser Lagebeurteilung zustimmen.

Ist aber die Einführung einer Kategorie „Laienforschung“, genau genommen, überhaupt zulässig? Was will es sagen, wenn wir, im Zusammenhang mit wissenschaftlichen Forschungen, von „Laien“ sprechen? Unsere Establishmentwissenschaftler stellen schließlich keine Priesterschaft dar und verstehen sich normalerweise auch nicht als solche. Aber es gibt im Establishment durchaus hier und da Einzelindividuen, bei denen Ego-Aufblähung mit ungenügendem Verständnis für die in den Wissenschaften notwendigen epistemologischen Grundlagen einhergeht, die sich als Mitglieder einer exklusiven „Brahmanenkaste“ sehen, die allein berechtigt sei, über wissenschaftliche Fragen zu befinden. Wie einst die Kirchenhierarchie, sehen auch sie die „Laien“ als absolut unqualifiziert an, in dergleichen Dingen mitzudenken oder gar mitzudiskutieren.

Wie allgemein bekannt, sind aber eine sehr beachtliche Anzahl von wissenschaftlichen Entdeckungen von „Laien“ (d.h. von nicht im wissenschaftlichen Establishment angestellten oder verbeamteten Personen) gemacht worden, beginnend etwa mit Benjamin Franklin, der auf der Grundlage einer heute ganz unsinnig beurteilten Theorie der elektromagnetischen Phänomene den funktionierenden Blitzableiter erfand. Befremdlicherweise wird diese Tatsache in wissenschaftsgeschichtlichen Werken meist nicht gewürdigt oder „vergessen“.

Dieses Faktum allein zeigt also schon, dass wir sehr vorsichtig dabei sein sollten, die sozusagen Forschungs- und Entdeckungsfähigkeiten von „Laien“, also establishmentunabhängigen Privatforschern ohne schulwissenschaftliche Qualifikation, abzuschätzen. Selbst bizarre, von studierten Wissenschaftlern für „Wirrköpfe“, „Phantasten“, „Pseudowissenschaftler“ etc. gehaltene „Laien“ können wichtige Entdeckungen machen. Ich denke da, als ein Beispiel unter vielen möglichen, an die Hörbiger'sche „Welteislehre“, die, obwohl sie ein „barock“-individualistisches Weltbild darstellte, dennoch das heute allgemein akzeptierte transplutonische Kometen-„Reservoir“ zuerst postuliert hatte.

Nun noch zur „scientific community“. Ihre Rolle und das, was Schetsche darunter versteht, scheint mir eine weitere diskussionswürdige Facette seines Beitrages darzustellen. Ich zumindest verstehe ihn so, dass er den Begriff in einem nur eingeschränkten Sinne gebraucht, in einem für die hier zur Diskussion stehenden Probleme unzulässig eingeschränktem Sinne, nämlich dergestalt, dass unter der „scientific community“ nur Personen verstanden sein sollen, die an unseren Universitätsinstituten und sonstigen großen Forschungsinstitutionen (eventuell auch geologischen Landesämtern und dergleichen) tätig sind.

Dabei fällt aber eine ganz wichtige, außerhalb des „Establishments“ aktive Gruppe von wissenschaftlich Tätigen gewissermaßen „in die Ritzen“ zwischen den Definitions-Kategorien: der „Privatgelehrte“. Heute muss man das Wort in Anführungszeichen setzen, weil es den Jüngeren kaum noch bekannt ist. „Veraltend“ nennt es der „Duden“. Bis zum Ende des Kai-

serreichs und zum 1. Weltkrieg war das ein klarer Begriff. Es war damit ein Privatforscher gemeint, der völlig unabhängig von irgendwelchen „offiziell“-wissenschaftlichen Institutionen seinen Studien und Forschungsprojekten nachging. Diese Privatgelehrten waren aber keineswegs „Laienforscher“ im Sinne von Schetsches Beitrag, sondern hatten sich, durch diverse Universitäts-Studiengänge oder im Selbststudium, eine solche wissenschaftliche Kompetenz erworben, dass sie den Universitätsgelehrten in aller Regel zumindest gleichwertig waren. Und was das Wichtigste war: sie waren nicht von irgendwelchen gerade „getragenen“ Lehrmeinungen abhängig, brauchten sich nicht im Interesse ihrer wissenschaftlichen Laufbahn und ihres Einkommens zu ducken, sondern konnten offen in gelehrten Werken oder Artikeln ihre Meinung sagen.

Der springende Punkt ist also: diese Leute gehörten weder der „scientific community“ im eingeschränkten Sinne von Schetsches Beitrag an, noch waren sie „tendenziell unwissenschaftliche Laienforscher“. Sie besaßen im Gegenteil oft ein tiefergehendes und umfassenderes Wissen als die Mehrzahl ihrer Quasi-Kollegen im Establishment. Sie besaßen das, was man im Englischen „erudition“ nennt („Gelehrtheit“ würde etwas unbeholfen und „altfränkisch“ wirken): mein „Collins“ definiert „erudite“ als „having or showing extensive scholarship; learned“. Was in unserem zeitgenössischen universitären „Establishment“ sehr selten geworden ist, oft sogar gar nicht einmal gewünscht zu werden scheint.“

Ich plädiere dringend dafür, auch und gerade bezüglich der Anomalistik, den „Berufsstand“ der Privatgelehrten wiederzubeleben. Den „fairen Kooperationsbeziehungen“ zwischen Establishment-Wissenschaftlern und „Laienforschern“, die Schetsche gegen Ende seines Beitrags fordert, sollten sie denn überhaupt öfters zustande kommen, wird tendenziell allzu oft ein die Austauschbeziehung belastendes Ungleichgewicht anhängen. Eine gewisse „akademische Eingebildetheit“ ist im Establishment leider noch immer weit verbreitet. Es wäre kein Kontakt unter Gleichen. Mit der Art von Privatgelehrten, die ich im Sinne habe, würde sich das Problem nicht ergeben.

Eben diese Art von Privatgelehrten wären auch die idealen Vorantreiber anomalistischer Forschungen. Und das wäre für die Weiterentwicklung unserer Wissenschaften und die Überwindung überholter Lehrmeinungen und Lehrmeinungskomplexe (Paradigmata) von größter Wichtigkeit. Sie brauchen nicht besorgt vor fachbereichsüberschreitenden Forschungsgegenständen zurückscheuen, während man im „Establishment“ ja, allen Lippenbekenntnissen zum Trotz, tendenziell nach wie vor eher anti-interdisziplinär ist, der Spezialist für den einzig wahren Wissenschaftler gehalten, und der ebenso benötigte Generalist mit größtem Misstrauen betrachtet wird.

Auch den zweiten Beitrag von Gerd Hövelmann begrüße ich und halte ihn für wertvoll, weil auch er Bedenkenswertes zum Problemkreis „Laienforschung“ bringt. Das meiste von Hövelmanns Darstellung der Situation las ich mit Zustimmung. Aber auch bei ihm, wie bei Schetsche, bin ich noch nicht ganz zufrieden mit dem, was eigentlich genau einen „Laienforscher“ und einen „Wissenschaftler“ ausmachen soll.

Nehmen wir als Beispiel den von Hövelmann offensichtlich nicht unter sie „Wissenschaftler“ gerechneten Erich von Däniken. Zweifellos ist an der derzeitigen „Prä-Astronautik“ und „Paläo-SETI-Forschung“ mit ihren allzu vielen unbedarften Autoren noch allerhand „windig“. (Im Prinzip handelt es sich dabei aber um kein irgendwie unsinniges Forschungsgebiet, um dies am Rande anzumerken.) Aber wenn ich etwa Dänikens 1991 erschienenen Buch „Die Steinzeit war ganz anders“ bedenke, vielleicht sein „wissenschaftlichstes“ Werk, so will mir scheinen, dass er dort, abgesehen von den immer wieder durchkommenden Paläo-SETI-Deutungstendenzen, ein recht überzeugendes, seriöses „wissenschaftliches“ Plädoyer dafür liefert, dass das von den Establishment-Wissenschaften bisher abgelieferte „Steinzeit“-Szenario nur mit großem Vorbehalt als „wissenschaftlich gesichert“ akzeptiert werden kann, es außerordentlich fragwürdig erscheint. Darauf wieder einmal mit Nachdruck hingewiesen zu haben, ist auch eine wissenschaftliche Tat!

Und obendrein eine höchst verdienstvolle Tat. Denn auf allzu vielen Gebieten wird ja schon viel zu lange der Fortschritt der Wissenschaften abgebremst und förmlich abgewürgt durch hartnäckiges Festhalten an schon längst überholten und stark revidierungsbedürftigen Lehrmeinungskomplexen durch den Establishment-„Mainstream“. Darüber kann unter Kennern der Materie kein Zweifel bestehen. Wenn aber nun, wegen des bekannten establishment-internen Konformismus-Drucks, von innerhalb des „Mainstream“ kein erfolgreicher Anstoß zur Überwindung oder Revidierung eines Lehrmeinungskomplexes kommen kann, so ist es im Interesse der Weiterentwicklung unserer Wissenschaften nur wärmstens zu begrüßen, wenn ein solcher Anstoß von außen kommt.

Abgesehen von dem Problem, ob er sich selbst als solcher gesehen wissen will, ergibt sich also die Frage: Ist Däniken dann eben doch, oder zumindest in einem Teil-Aspekt, als „Wissenschaftler“ einzuordnen?

Man kann ja schließlich nicht so herum argumentieren, dass, weil Däniken auf vielerlei seine Thesen tangierenden Gebieten keine hinreichende Kompetenz besitze, er deswegen nicht als „Wissenschaftler“ bezeichnet werden könne. Unzählige unserer im Establishment beschäftigten Wissenschaftler können nur eine eher mangelhafte Kompetenz selbst auf ihrem engeren Fachgebiet vorweisen, und bei den eigentlich ebenfalls erforderlichen fachbereichs-überschreitenden, interdisziplinären Kenntnissen hapert es oft ganz schwer. Dennoch wird Jenen aber die Bezeichnung „Wissenschaftler“ nicht vorenthalten. Warum aber sollen wir sie dann Erich von Däniken vorenthalten? Welches sollen die Kriterien sein, nach denen es geht?

Kurzum: meines Erachtens macht es keinen Sinn, unter „Wissenschaftlern“, wozu offenbar Schetsche wie Hövelmann tendieren, nur Personen zu verstehen, die im wissenschaftlichen Establishment angestellt oder verbeamtet sind. Das vernebelt total die wirklichen Realitäten.

Vielleicht sollten wir mehr Wortbegriffe wie „außerestablishmentäre Wissenschaftler“, „Privatforscher“, das (warum eigentlich?) aus der Mode gekommene „Gelehrter“ – oder eben gleich: „Privatgelehrter“ – gebrauchen.

Wir dürfen nicht außer acht lassen, dass es ja im Establishment (wie in allen Berufen) viele Menschen gibt, die irgendwie in diese Berufslaufbahn hineingedrängt oder hineingeworfen wurden, ohne sich innerlich sehr dafür begeistern zu können. Bezeichnenderweise hängen viele einstige Establishment-Wissenschaftler nach der Pensionierung oder Emeritierung ihr vorheriges Berufsinteresse ganz an den Nagel. Die „Amateure“ hingegen, wörtlich ja „Liebhaber“ der (weiblich vorgestellten!) jeweiligen Wissenschaft, sind oft, das ist bekannt, mit viel mehr innerer Anteilnahme bei ihren Forschungen. Dieser Aspekt kann nicht genug bedacht werden: ohne inneres „Feuer“ dümpelt Wissenschaft eher so dahin.

Ich lese, wie bei Schetsche, so auch aus Hövelmanns Beitrag heraus, dass auch er glaubt, ein Studiengang im universitären Milieu vermöge eine ganz besondere Kompetenz, wissenschaftlich zuverlässig zu arbeiten, etwa mittels einer besonderen „wissenschaftlichen Methode“, zu vermitteln. Daran vermag ich nur sehr bedingt zu glauben, meine Lebenserfahrung hat mich etwas anderes gelehrt. Nämlich dies, dass es in unserem wissenschaftlichen Establishment leider allzu viele Leute gibt, bei denen es mit der „Wissenschaftlichkeit“ gar nicht zum besten bestellt ist (vgl. Friedrich 2004).

Mit zwei abschließenden praktischen Beispielen möchte ich noch um Verständnis für meine These werben, dass wir den „Berufsstand“ des ernstzunehmenden „Privatgelehrten“ wieder fest etablieren und als gleichberechtigten Partner der Establishment-Wissenschaftler unwiderprüflich akzeptieren sollten.

Ich nenne da einmal J. Spanuth, der mit seiner (vereinfacht ausgedrückt) „Helgoland-war-Atlantis-These“ hervortrat, und den „Erz-Häretiker“ I. Velikovsky, um den herum der wohl größte Wissenschaftsaufbruch des 20. Jahrhunderts entstand. Beide stellten, auf unterschiedliche Weise, die von den Ägyptologen als „gesichert“ angesehene Lehrmeinung in Frage, bei den in Medinet Habu dargestellten „Seevölkern“, gegen deren Invasion die Pharaonen Merneptah und Ramses III. kämpfen mussten, habe es sich lediglich um benachbarte ostmediterrane Kriegerscharen gehandelt (vgl. Friedrich 1988). Nach Spanuth handelte es sich um eine organisierte Streitmacht Alt-Nordwesteuropas, das damals durch enorme Naturkatastrophen (Kometen-Impakt?) verwüstet worden wäre. Velikovsky, der berühmte Chronologie-Verkürzer, schlug vor, bei den „Seevölkern“ habe es sich um eine Streitmacht des Perserreichs gehandelt. Im einzelnen sollen uns diese widerstreitenden Szenarien hier nicht interessieren. Es geht lediglich um die Frage, wie am besten das „scientific reception system“ zu organisieren sei, dergestalt, dass ein „multi-paradigmatic approach“ gesichert ist.

Denn das ist das Wichtigste: Im Interesse der Weiterentwicklung unserer Wissenschaften muss gesichert sein, dass über mit den Lehrmeinungen inkompatible Anomalien diskutiert werden kann. Statt dessen wurden Spanuth wie Velikovsky gleichermaßen auf wissenschaftlich absolut unakzeptable Weise als „Scharlatane“, „Pseudowissenschaftler“ etc. attackiert und diffamiert, wie – in bezug auf Velikovsky – de Grazia (1967) dargelegt hat. Zum Fall Spanuth gibt es kein vergleichbares Werk, es sei dazu nur angemerkt, dass er nicht nur Pastor und Theologe, sondern auch promovierter Archäologe war. Beide, Spanuth und Velikovsky, stell-

ten typische Vertreter der „Privatgelehrten“-Spezies dar. Verlogenerweise wurden sie aber quasi der „Laienforschung“ zugeordnet.

Literatur

De Garzia, A. (1967, Ed.): *The Velikovsky Affair*. University Books, New Hyde Park/NY.

Friedrich, H. (1988): *Velikovsky, Spanuth und die Seevölkerdiskussion*. Eigenverlag, Wörthsee.

Friedrich, H. (2004): Rezension zu H.H.Bauer: 'Science or Pseudoscience'. *Zeitschrift für Anomalistik* 4, 277-280.

Autorenantwort:

GERD H. HÖVELMANN⁸

Der „zurechtgemachte“ Privatgelehrte

In seinem „Plädoyer für den Privatgelehrten“ hat Horst Friedrich nach meinem Eindruck sowohl Michael Schetsches systematische Unterscheidungen zwischen akademischer Wissenschaft und Laienforschung als auch meine wissenschaftshistorische und semantische Rekonstruktion der Laienforschung, ihres systematischen Status und ihrer potentiellen Dienstbarkeit für wissenschaftliche wie auch für pseudowissenschaftliche Zwecke nicht so sehr kommentiert als vielmehr ignoriert. Etwaige Plausibilität seines Ansinnens, dem Privatgelehrten alter Prägung zu neuer Geltung zu verhelfen, ist im wesentlichen durch eben diese oberflächliche Auseinandersetzung mit den beiden zuvor veröffentlichten Texten über die Laienforschung, wenn nicht gar durch ein strategisch motiviertes Missverstehen der jeweiligen Argumentationsgänge und Abgrenzungsbemühungen erkaufte.

In der Tat ist die Figur des „Privatgelehrten“ – obschon als verbreitetere Erscheinung aus angebaren sozialen und ökonomischen Gründen seit viktorianisch-wilhelminischen Zeiten eher selten geworden – durch die beiden früheren Beiträge in jeder diskussionserheblichen Hinsicht nämlich bereits mit berücksichtigt: durch Schetsches Beitrag, insoweit ein Privatgelehrter die üblichen wissenschaftlichen Qualifikationsgänge bereits durchlaufen hat, bevor er zum wissenschaftlichen Privatier geworden ist; und durch meinen eigenen, insoweit ein Privatgelehrter ohne solche reguläre wissenschaftliche Ausbildung seine systematischen Überlegungen oder seine empirischen Forschungsergebnisse zu irgendeinem Zeitpunkt einem Erwä-

8 Gerd H. Hövelmann, M.A., Philosoph und Linguist, war bis 1993 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Philosophie der Universität Marburg und ist seither selbständig.
E-Mail: hoevelmann@anomalistik.de

gungs- oder Beurteilungsdiskurs nach den üblichen wissenschaftlichen Regeln zu unterwerfen hat, will er denn mehr als nur wissenschaftlich belangloses Gehör finden. Wie jeder andere wissenschaftlich Diskussionsbeflissene hat folglich auch der Privatgelehrte seine wissenschaftliche Befähigung entweder qua Ausbildung oder qua Leistung unter Beweis zu stellen. Von daher scheint mir – wenngleich ich Horst Friedrichs Engagement (eben das, was er selbst „inneres Feuer“ nennt) zu schätzen weiß – ein zusätzliches Plädoyer für den Privatgelehrten einerseits nicht erforderlich, weil seine Rolle implizit bereits in beiden Texten mitbedacht war, andererseits nicht ergiebig, weil es der bisherigen Diskussion, recht verstanden, keine zusätzlichen Facetten abgewinnt. Friedrichs Wiedereinführung des Terminus „Privatgelehrter“ erinnert mithin ein wenig an gefällige rhetorische Versuche, die Nietzsche weiland in selbst-kritischem Rückblick auf seine *Geburt der Tragödie* als „Begriffszurechtmachungen“ bezeichnet hat.

Dass Privatgelehrte, sofern wir diesen Begriff denn weiterverwenden wollen, seitens der akademisch verankerten Wissenschaft bisweilen nicht mit der Fairness behandelt werden, die sie sich erhoffen oder die sie berechtigt einfordern mögen, ist ein wissenschaftssoziologisches Faktum, das man bedauern mag und das im Einzelfall auch beträchtliche Wissensverluste zur Folge haben kann, das aber für systematische Unterscheidungen unerheblich ist. Friedrichs Diskussion bleibt leider immer gerade dort pauschal und vage (und meines Erachtens ganz unnötigerweise auch *pauschal* „establishment-feindlich“), wo sie im Interesse seines eigenen Argumentationszieles eigentlich hätte konkret werden müssen. Nennt sie aber anhand historischer Beispielfälle aus dem Wissenschaftsumfeld immerhin einmal Ross und Reiter, mindestens Namen und diskussionswürdige Problemfälle (wie von Däniken, Hörbiger, Velikovsky, Spanuth), dann sind die Ausführungen unzutreffend generalisierend, eben weil sie sich auf die Detailbetrachtung, die allein differenzierte Resultate erbringen könnte, gar nicht einlassen wollen. Einerseits ist der Privatgelehrte Friedrichscher Observanz also eigentlich keiner gesonderten Fürsprache bedürftig, andererseits würden die von Friedrich angeführten Beispiele „typische[r] Vertreter der ‚Privatgelehrten‘-Spezies“ in tatsächlich durchgeführter konkreter Einzelfallbetrachtung dieser Spezies nun gerade nicht uneingeschränkt zur Ehre gereichen.

Kurzer Ausflug nach „Atlantis“ – Der Fall Spanuth

Der Fall Velikovsky ist, wie Friedrich ganz richtig bemerkt, inzwischen recht solide aufgearbeitet (vgl. de Garzia 1967; Bauer 1984). Gleiches lässt sich vom Fall eines anderen „Privatgelehrten“, des Theologen, Archäologen und „Atlantis“-Forschers Jürgen Spanuth (1907-1998), bisher nicht behaupten, sieht man von dem eindrucklichen Referat Gerhard Gadows ab, das

aber notgedrungen bereits mit der Diskussionslage der frühen siebziger Jahre schließt (Gadow 1973).⁹

Die sogenannten „Atlantisgespräche“ des Jahres 1953, die als öffentliche Exekution des lästigen Privatgelehrten angelegt waren, gerieten für die beteiligten wissenschaftlichen Vertreter der Archäologie, Frühgeschichte und Geologie (vgl. z.B. Weyl 1953; Gripp 1954) selbst zu ausgesprochen peinlichen Veranstaltungen. Sie schreckten nicht einmal davor zurück, ihre eigenen publizierten Forschungsergebnisse zu verleugnen, umzudeuten und zu verfälschen, nur um dem unbotmäßigen Außenseiter selbst in vergleichsweise folgenlosen Detailfragen nicht zustimmen zu müssen. Neben durchsichtig absurden Argumenten, die sie vermutlich keinem ihrer Studenten hätten durchgehen lassen, waren Verbalinjurien bevorzugtes Werkzeug der professoralen Wissenschaftsvertreter (instruktive Übersicht bei Gadow 1973, S. 47-63). Dieses ganz und gar unwürdige Schauspiel ist ein bis heute völlig unzureichend aufgearbeiteter Wissenschaftsskandal der frühen Bundesrepublik.

Spanuths außerordentlich umfangreiche und kleinteilige „private“ Studien (Spanuth 1953, 1955, 1965, 1976, 1980, 1985, 1989) haben zudem, und in ganz anderer Weise als alle sonstigen umlaufenden, bisweilen abenteuerlich verqueren „Atlantis“-Theorien, die sich von den platonischen Dialogen *Timaios* und *Kritias* haben inspirieren lassen (Platon 1959), den Vorzug, dass sich aus ihnen für mancherlei historische und geologische Wissensgebiete wertvolle Detailsichten gewinnen lassen – und zwar ganz unabhängig davon, ob Spanuths Generaltheorien, die, grob gesprochen, Helgoland zu Atlantis und die „Nordmeervölker“ zu Kulturbringern der mediterranen Welt werden lassen (*ex septentrione lux* als Alternative zu *ex oriente lux*), zutreffen oder nicht. In dieser bisweilen mühseligen Aufklärungsarbeit am wissenschaftlichen Einzelproblem liegt aus meiner Sicht Spanuths eigentliche Bedeutung, der Rechtfertigungsgrund seiner Rolle als „Privatgelehrter“.

Andererseits aber, und das rückt Spanuths prinzipielle Leistung dann doch wieder nicht nur wissenschaftlich ins Zwielflicht, bietet seine Theorie eines überlegenen atlantisch-nordischen Volkes, das dem Rest der Welt bereits in der Ur- und Frühgeschichte allererst zu den Segnungen der Kultur verholfen habe, allerlei Handhaben für politische und ideologische Indienstnahmen (siehe auch Strohmeier 1990, Wiwjorra 2002). Immerhin sind einige der wichtigsten Bücher Spanuths in einem Verlag erschienen, der für sein revisionistisches Litera-

9 Schon vor rund dreißig Jahren als Abiturient hatte ich Gelegenheit, Spanuths Thesen mit ihrem Urheber selbst zu diskutieren. Ausführlich sprechen konnte ich seinerzeit – gewissermaßen regional begünstigt – zudem sowohl mit Jürgen Spanuths wichtigstem Taucher, Eberhard Fries (Siegen), der ab den frühen fünfziger Jahren die Erkundungen auf dem „Steingrund“ bei Helgoland mit seinen unterseeischen „Wallanlagen“ vorgenommen hat, als auch mit Ulrich Stein, dem leitenden Ingenieur des Unternehmens (Hundt & Weber GmbH, Siegen), das 1964 in Spanuths Auftrag spektralanalytisch-metallurgische Untersuchungen und anschließende Härteprüfungen an Schmelzstücken Helgoländer Kupfererzes durchgeführt hat.

turprogramm bekannt und in Verfassungsschutzberichten als rechtsextrem eingestuft ist. Dass solche Vereinnahmbarkeit, wie Spanuths Fürsprecher gerne argumentieren, dessen Theorien selbst nicht berührten, trifft nur für die bereits angesprochenen filigranen wissenschaftlichen Detailarbeiten, nicht aber für den „großen Entwurf“ zu. Obgleich Spanuth in seinen Texten sicherlich einigermaßen zurückhaltend zu Werke geht, finden sich doch immer wieder unterschwellige rassistische, antisemitische und revisionistische Anklänge. Dass er 1955 seine Helgoland-Theorie in der von dem ehemaligen SS-Sturmbannführer Artur Erhardt redigierten Zeitschrift *Nation und Europa* zur Diskussion gestellt hat, passt da ebenso ins Bild wie der Umstand, dass er das Eingangskapitel zu einem Nachdruck des 1934 von NS-Rasseforscher H.F.K. Günther herausgegebenen Buches *Die nordische Rasse bei den Indogermanen Asiens* verfasst, für die revisionistische Zeitschrift *Deutschland in Geschichte und Gegenwart* (ebenfalls aus dem Grabert-Verlag) geschrieben und auf Veranstaltungen der rechts-extremen Vereinigung „Deutsches Kulturwerk Europäischen Geistes“ referiert hat, die ihn 1991 mit dem von ihr gestifteten „Schillerpreis“ ausgezeichnet hat.

Es steht außer Frage, dass Jürgen Spanuth ein „Privatgelehrter“ war, dem von Seiten etablierter Wissenschaftler übel mitgespielt worden ist. In einem überaus fragwürdigen wissenschaftlichen Diskurs wurde mehr Wissen ignorant verschenkt, als bisher irgendjemand aufgearbeitet hat. Als „typische[r] Vertreter der ‚Privatgelehrten‘-Spezies“, als Privatgelehrter zum Vorzeigen, taugt Spanuth dagegen eher nicht.

Literatur

- Bauer, H.H. (1984): *Beyond Velikovsky: The History of a Public Controversy*. University of Illinois Press, Urbana, Ill.
- Gadow, G. (1973): *Der Atlantis-Streit. Zur meistdiskutierten Sage des Altertums*. Fischer, Frankfurt/M.
- Garzia, A. de (1967, Ed.): *The Velikovsky Affair*. University Books, New Hyde Park, N.Y.
- Gripp, C. (1954): Spanuth's Atlantis-Forschungen hielten der Kritik nicht stand. *Aus der Heimat* 62 (3), 50-53.
- Platon (1959): *Sämtliche Werke. Band V*. Rowohlt Verlag, Reinbek b. Hamburg.
- Spanuth, J. (1953): *Das enträtselte Atlantis*. Union Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.
- Spanuth, J. (1955): *Und doch: Atlantis enträtselt! Erwiderung auf zahlreiche Fälschungen und Unterschiebungen bei den sog. „Diskussionen“ in Schleswig und Kiel im Okt./Nov. 1953*. Union Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.
- Spanuth, J. (1965): *Atlantis. Heimat, Reich und Schicksal der Germanen*. Grabert, Tübingen.
- Spanuth, J. (1976): *Die Atlanter. Volk aus dem Bernsteinland*. Grabert, Tübingen.
- Spanuth, J. (1980): *Die Philister – das unbekanntes Volk, Lehrmeister und Widersacher der Israeliten*. Otto Zeller Verlag, Osnabrück.
- Spanuth, J. (1985): *Die Phönizier. Ein Nordmeervolk im Libanon*. Otto Zeller Verlag, Osnabrück.

- Spanuth, J. (1989): Die Rückkehr der Herakliten. Grabert, Tübingen.
- Strohmeier, A. (1990): Roter Fels und brauner Mythos. Eine deutsche Reise nach Atlantis. Fischer, Frankfurt/M.
- Weyl, R. (1953, Ed.): Atlantis enträtselt?: Wissenschaftler nehmen Stellung zu Jürgen Spanuths Atlantis-Hypothese. Mühlaus, Kiel.
- Wiwjorra, I. (2002): „Ex oriente lux“ – „Ex septentrione lux“: Über den Widerstreit zweier Identitätsmythen. In: Leube, A.; Hegewisch, M. (Eds.): Prähistorie und Nationalsozialismus. Die mittel- und osteuropäische Ur- und Frühgeschichtsforschung in den Jahren 1933-1945. (= Studien zur Wissenschafts- und Universitätsgeschichte, Band 2). Synchron Wissenschaftsverlag der Autoren, Heidelberg, S. 73-106.

Zum Aufsatz von Jörg Dendl

„Karl den Großen gab es doch! Eine Kritik der chronologischen Voraussetzungen der These von den ‚fiktiven Jahrhunderten‘“

in: *Zeitschrift für Anomalistik* 4 (2004), 192-199

sowie zu den daran anschließenden Kommentaren von Heribert Illig (S. 200-203), Franz Krojer (S. 203-206) und Uwe Topper (S. 206-210)

UWE TOPPER, ILYA U. TOPPER ¹⁰

Jörg Dendl's weitere Irrtümer

In seiner Erwiderung auf Jörg Dendl's Diskussionsbeitrag schrieb Illig (S. 202): „Dendl irrt fundamental, wenn er in seiner Zusammenfassung die Präzessionsbewegung als Ursache für die Abdrift des Kalenders nennt“. Dies ist tatsächlich ein unverzeihlicher Fehler, der in unserer nun schon 14 Jahre dazu laufenden Diskussion immer wieder geklärt wurde: Die „Kalenderunstimmigkeiten“, die durch die Schaltregel des Julianischen Kalenders in 128 Jahren einen Tag anhäufen, haben mit der „Präzessionsbewegung“ (in 72 Jahren einen Tag), die Dendl meinte, nichts zu tun. Dendl muss das aus Illig's Erklärung auch herausgelesen haben und hat seinen Fehler indirekt auch zugegeben, indem er in seiner Zusammenfassung das

¹⁰ Uwe Topper studierte Islamwissenschaft und Kunstgeschichte, er lebt als freier Künstler und Schriftsteller in Westeuropa und Nordafrika. Ilya U. Topper ist Sohn des vorigen, lebt als freier Journalist in Spanien und nimmt seit 1994 aktiv an der Chronologiearbeit teil.
E-Mail: sternfels@freenet.de

entsprechende Wort „Präzessionsbewegung“ kurz vor Redaktionsschluss noch durch „Kalenderunstimmigkeiten“ ersetzen ließ.¹¹

Da in dieser Weise das Hauptproblem der Verständnisschwierigkeit ausgeräumt ist, können im Nachgang die weiteren Korrekturen erfolgen. Es gilt nämlich, den anderen fundamentalen Irrtum Dendls noch einmal hervorzuheben, denn diesen hat er nicht korrigiert: auf S. 198 unter der Überschrift „Illigs Irrtum“ schreibt er als zweiten Satz: „Da die Änderung im Jahr 1582 lediglich den Zustand des Jahres 325 n.Chr. wiederherstellen sollte, genügte eine Einschaltung von 10 Tagen“. Auch das ist grundsätzlich falsch, denn in der päpstlichen Bulle von 1582 steht nirgends die Jahreszahl 325. Die Bulle bezieht sich nur auf die Väter des Konzils von Nicäa. Wie lange das zurücklag, wurde darin nicht gesagt. Da dies gerade der beherrschende Punkt ist, wie seit vielen Jahren betont wird, und wie ich in meinem eigenen Kommentar im Abschnitt „Zum Frühlingspunkt“ hervorhob, muss weiterdiskutiert werden! Illigs Diskussionsbeitrag ist – trotz aller Bedenken, die ich gegen seine Schlussfolgerungen hege – als Antwort auf Dendls Vorlage zielgenau, schlüssig und logisch einwandfrei.

Dendls Verwendung unverstandener „Quellen“

Drittens sind die „Constitutiones“ zu betrachten, die Dendl zur Stützung seiner Argumentation anführt. Er zitiert in seinem Beitrag (im Abschnitt „Das Konzil von Nicäa und der Osterfesttermin“, S. 195) einen wichtigen Text:

„Entscheidend für die Berechnung des Osterfesttermins wurden die Apostolischen Konstitutionen, die im 5. Jahrhundert in Syrien oder Palästina entstanden. Darin heißt es: ‚Ihr aber beobachtet genau das Frühlingsäquinoktium, welches am 22. des zwölften Monats, d.i. des Dystrus eintritt, indem ihr bis zum 21. des Monats wartet, damit nicht der 14. Tag des Monats in eine andere Woche falle und wir aus Unkenntnis zweimal im Jahr Passah halten oder die Auferstehung unseres Herrn Jesu an einem anderen Tage als am Tag des Herrn begehen‘ (Apostolische Konstitutionen lib. V, cap. 17, Migne PG I, S. 895; zitiert nach Schmid 1905, S. 63). Erst hiermit war der Termin des Frühlingsäquinoktiums definiert und wurde seither auch beibehalten.“

Das Wort „beobachtet genau“ dürfen wir wohl als „beachtet genau“ verstehen; wenn festgelegt war, dass das Frühlingsäquinoktium am 22.12. eintrat, dann brauchte man es nicht zu beobachten. Aber da liegt der Punkt: am 22.12! Der Dystrus war der zwölfte, also der letzte

11 *Anmerkung der Redaktion:* Da Jörg Dendl als Autor keine Zusammenfassung vorlegte, wurde die Zusammenfassung in diesem Fall von der Redaktion verfasst und anschließend von ihm genehmigt. Erst zu einem späteren Zeitpunkt, als die Kommentare zum Artikel bereits vorlagen, ließ der Autor in dieser Zusammenfassung nochmals eine geringfügige Veränderung vornehmen. Die Redaktion erkannte nicht deren sinnverändernden Charakter, andernfalls wäre eine solche nochmalige Veränderung bereits nach Vorliegen der Kommentare verweigert worden.

Monat des Jahres! Wenn aber der 22. Dystrus mit dem Frühlingsäquinoktium das Datum war, ab dem Passah gefeiert werden durfte ohne in dasselbe Jahr zu fallen wie das vorherige Passahfest, dann galt es ganz offensichtlich als Neujahr. Da Passah mondabhängig war, konnte es nie in einem sonnenjahrgenauen Abstand gefeiert werden. Die Regelung erreichte, dass es nicht zweimal im selben Jahr gefeiert wurde. Dagegen ist es recht sonderbar, Neujahr zehn Tage vor dem 1.1. zu feiern! Wir werden unten sehen, wie diese Zehn-Tage-Verschiebung zustande kam. Sie liegt der Gregorianischen Reform zugrunde.

Dystrus ist übrigens ein ursprünglich makedonischer Monatsname, der seit Alexander dem Großen im ganzen Orient verbreitet war. Er entspricht dem hebräischen Adar und galt tatsächlich als letzter Monat des Jahres, wie mindestens drei Stellen bei Josephus Flavius belegen: *Antiq. Jud.*, 4, 8, 49; 11, 4, 7; 11, 6, 13. Außerdem erwähnt Josephus diesen Monat auch im *Jüd. Krieg* (4, 4, 13).

Ad(h)ar bezeichnet im heutigen Sprachgebrauch in ostarabischen Ländern (Syrien, Irak) den März. Auch Eusebius (*Kirchengeschichte*, VIII, 2) setzt Dystrus mit dem römischen März gleich. Allerdings ist im jüdischen Kalender Adar der sechste Monat des Jahres; Rosh Hashana (=Neujahr) liegt im Herbst. Wir sehen, dass zur Zeit des Josephus Flavius das hebräische Jahr noch mit dem makedonischen Sonnenjahr korreliert war und der jüdische Kalender noch nicht existierte.

Der Text der Apostolischen Konvention ist noch aus einem anderen Grunde eigenartig: Das Abwarten des 21.12. wird nämlich dreifach begründet und zwar in unklarer Weise. Lesen wir nochmals den zweiten Teil des Zitats „...indem ihr bis zum 21. des Monats wartet, damit nicht der 14. Tag des Monats in eine andere Woche falle und wir aus Unkenntnis zweimal im Jahr Passah halten oder die Auferstehung unseres Herrn Jesu an einem anderen Tage als am Tag des Herrn begehen.“ Worum geht es bei dem 14. Tag des Monats? Natürlich um Vollmond. Wenn aber der 22. Dystrus immer die Frühlingsgleiche anzeigt, dann ist der Dystrus selbstverständlich ein Monat im Sonnenjahr. Er kann dann nicht gleichzeitig ein Mondmonat sein. Richtig müsste es heißen: „...der 14. Tag des Mondes“. Wir müssen also entweder annehmen, die Sprache in der diese Konstitution abgefasst wurde, hätte nicht zwischen Monat und Mond unterschieden, was die zitierten Vorlagen jedoch tun (griech. Menas / Selene; lat. Mens / Luna, arab. Schahr / Qamr), oder der Autor war sich nicht klar darüber, welche Art von Monat im „5. Jh.“ in Syrien benutzt wurde.

Das ist bis heute noch nicht klar herausgearbeitet, denn die christliche Osterberechnung ist ja auf die jüdische Passahberechnung aufgebaut, ebenso wie auch Pfingsten (jüd. Shabuoth, Erntefest). Das jüdische Jahr hat Mondmonate und Passah findet am 14. Nisan statt, was immer Vollmond ist. Dann kann allerdings der davor liegende Monat Adar nicht mit einem Sonnen-Dystrus übereinstimmen, was aber Josephus Flavius voraussetzt (und das makedonische Jahr war bestimmt nicht lunar).

Die schleierhafte Formulierung „in eine andere Woche falle“ wird erst so verständlich: Natürlich kann Vollmond in eine andere Woche fallen als der 21. Dystrus; die Regel besagt ja gerade, dass man eben nicht feiern darf, wenn Vollmond am 20. Dystrus stattfindet, sondern in diesem Falle vier Wochen warten muss. Aber Ostern soll nicht in eine andere Woche fallen als der 14. Nisan der Juden. Und das bis heute.

Auch der dritte Satzteil ist aufschlussreich: Mit „Tag des Herrn“ kann nur der Sonntag (lat. *Domenicus*, griech. *Kyriake*) gemeint sein (nicht das Datum der Auferstehung als solches, denn die war historisch gesehen sowieso am dritten Tag nach dem 14. Nisan – April – geschehen). Was hat aber nun das Abwarten der Frühlingsgleiche mit dem Sonntag zu tun? Überhaupt nichts, da weder die Sonnendaten noch die Vollmonde irgendwie mit den Wochentagen zusammenhängen. Diese Apostolische Konstitution gehört zur sogenannten Vierzehnerkontroverse des „2. Jh.“, als man entscheiden musste, ob Ostern am 14. Nisan (wie es die Juden hielten) oder am Sonntag danach abzuhalten sei.

Der Sonntag ist demnach die einzige christliche Zutat zu den heidnischen Frühlingsfeiern, die mit dem jüdischen Passah verknüpft wurden; dabei wollte man sich nicht zu weit von der apostolischen Tradition entfernen, die das jüdische Datum 14. Nisan beibehielt, was dem ersten Vollmond nach der Frühlingsgleiche entspricht.

Wir können daraus schließen, dass es vor der Ausdifferenzierung der Jerusalemer Religionen im 14. Jh. nur einen Sonnenkalender gab; jede Sprache hatte ihre eigenen Monatsnamen; die griechisch Gebildeten sagten Dystrus, die Araber *Rabí Awwal*, die Syrer und Hebräer *Adar*, die Römer *Mars* – aber immer war es derselbe Monat. Durch Einbeziehung des Vollmonds entstanden doppelabhängige Kalender (wie bei den Juden) oder bewegliche Feste (in der Kirche).

Als in der Renaissance Texte wie *Josephus Flavius* geschrieben wurden, war den Autoren allerdings noch nicht klar, dass sie das hätten rückprojizieren müssen. Genauer gesagt: *Josephus* war bereits verfasst, als man übereinkam, den jüdischen Kalender um anderthalb Jahrtausende aufzuwerten. Die Verwirrungen im Text sind die offenkundige Arbeit von Jesuiten, wie sie *Kammeier* (1935) oft ankreidete. Sie sind nützlich, wenn man später das Gegenteil behaupten will. Die Osterfestlegung ist also erst im 16. Jh. so richtig zum Problem geworden, nachdem man all diese widersprechenden Regeln und Überlieferungen schriftlich nebeneinander hatte.

Die Sprunghaftigkeit der Präzession

Die Katastrophenvorstellung, d.h. die Erkenntnis, dass kosmische Katastrophen die Erde in historischer Zeit heimgesucht und mehrmals menschliche Kulturen weitgehend ausgelöscht haben, gehört zum Grundverständnis aller Chronologiekritiker, und ganz besonders der Neuen Historischen Schule, die sich auf *Velikovsky* (und dieser auf *Zwi Rix*) beruft. *Illig* hat sich

im selben Sinne geäußert (siehe Illig 1988; auch noch bei Illig 1999, S. 26, angedeutet). Ich selbst habe seit Anfang der 1970er Jahre daran gearbeitet (Topper 1977) und diese Gedanken-kette immer weiter verfolgt. So bin ich nun zu einer Datierung der letzten drei Katastrophen gekommen, dies z.T. in Übereinstimmung mit anderen Chronologiekritikern: die drei Ereignisse fanden vor etwa 650 Jahren, 740 Jahren und 950 Jahren statt. Die ersten beiden Daten sind auch von der Gregorianischen Kalenderreform ableitbar und mathematisch nachvollziehbar (Topper & Topper 2004). Sie beruhen auf der logisch entwickelten Erkenntnis, dass die Präzession im vergangenen Jahrtausend nicht gleichmäßig verlaufen sein kann, sondern zuweilen Sprünge gemacht haben muss, deren Ausmaß zuletzt zehn Tage und davor sieben Tage betrug.

Unsere Grundfrage blieb immer dieselbe: Warum hat Papst Gregor den 21. März und nicht irgend ein vernünftiges Datum – etwa den 1. April – als Frühlingspunkt und unterste Ostergrenze gewählt, wie ja auch die „Constitutiones“ vorgaben? Wir (Topper & Topper 2004) gingen davon aus, dass Kalendas als erster Tag jeden Monats ein lateinisches Fremdwort ist (das einzige mit K beginnende Wort im gesamten lateinischen Sprachschatz) und damit die Kalenderentstehung anderswo zu suchen sei. Nur im Norden ist überhaupt ein genau gehender Sonnenkalender nötig (siehe Reuter 1936), in der Nähe des Wendekreises tut der Mondkalender bekanntlich auch seinen Dienst. Im Norden wurde, wie schon Prokop zu seinem Erstaunen feststellte, der Jahresbeginn mit der Wintersolstitie gleichgesetzt. Im „ursprünglichen“ Sonnenkalender war also Wintersonnwende am 1. Januar, Frühlingsbeginn am 1. April, Sommeranfang am 1. Juli, und die Herbstgleiche lag auf dem 1. Oktober. Diese Regelung, die durch Beobachtung alljährlich festgestellt und durch Verkündung (Sonnenwendfeuer) zeitgleich Allgemeingut wurde, muss nach einem Präzessionsruck (der zwar den Frühlingspunkt verschob, aber die Erdachsenneigung nicht veränderte) von einem Teil der Überlebenden nicht mehr durchgeführt worden sein. Die Tageszählung wurde beibehalten, der Ruck verschob das Solstitium gegenüber dem echten Jahresbeginn um eine Woche. Seitdem ist das Zeitmaß Woche (Vigilia, Wache) zum universellen Maß geworden. Die Heilige Nacht fiel durch den Sprung auf den 25. Dezember statt auf den ersten Januar, die Empfängnis des Erlösers auf den 25. März, die Geburt des Johannes auf den 24. Juni. Das dürfte vor etwa 700–800 Jahren („1260“) gewesen sein. In diese Zeit legte die Kirche ihre legendären Anfänge und benützte einen damals erstarrten Kalender, den „julianischen“. Gleichzeitig übernahm sie die Woche als liturgischen Rhythmus. Der zweite (und bis heute letzte merkliche) Ruck dagegen, der etwa um 1350 erfolgte und zehn Tage Verschiebung ausmachte, brachte den liturgischen Kalender durcheinander und wurde darum durch Gregor XIII rückgängig gemacht, indem 10 Tage wieder übersprungen wurden. Man kehrte zurück zu den „Vätern von Nicäa“, ein mythischer Begriff, der die Einführung der Wochenliturgie abdeckt.

Im fortlaufenden (heute noch weit verbreiteten) Julianischen Kalender fällt die Mittwinternacht inzwischen auf den 9. Dezember, was mit unserer Rechnung übereinstimmt: rund

sechs Tage Verschiebung durch den Schaltfehler (seit 1260) und siebzehn Tage durch die beiden katastrophischen Sprünge ergibt (9 plus 23) den 1. Januar.

Erste Entwürfe zu einer Kalenderreform sollen (laut Ideler 1826) schon auf dem Konzil zu Kostnitz (Konstanz) gemacht worden sein, auf dem Basler Konzil seien sie schon konkreter geworden: Kardinal Nikolaus Cusanus habe vorgeschlagen, dass einige Tage (eine Woche oder mehr) ausgelassen werden sollten, um die frühere Situation wieder zu bekommen. Obwohl sich dieser Vorschlag nicht durchsetzte und keine Korrektur vorgenommen wurde, legte man damals doch fest, an welchen Tagen die beobachteten astronomischen Daten der Sonnwendenden und Nachtgleichen stattfanden: Der 13. Dezember – damals Wintersonnwende – wurde und ist bis heute der heiligen Luzia geweiht, offensichtlich einer Lichtgöttin (Luz = Licht), und der gegenüberliegende Sommertag, der 13. Juni, ist durch einen sehr wichtigen Heiligen gekennzeichnet, den heiligen Antonius mit den beiden Raben (wie Wodan).

Der Gregorstag am 12. März als Schulanfang mit seinen heidnisch-karnevalistischen Bräuchen bezeichnet die Frühlingsgleiche. Ob Papst Gregor, der die Kalenderreform endlich durchsetzte, seinen Papstnamen daher bekam, wäre Spekulation. Auch der Herbstanfang am 14.9. ist markiert: dieser Tag ist der Kreuzerhöhung geweiht. Die vier Eck-Tage liegen acht bis neun Tage vor den heutigen Daten, müssten also etwa 100-200 Jahre vor Gregor XIII eingeführt worden sein, als der Unterschied zwischen dem Julianischen Kalender und den astronomischen Daten noch einen Tag geringer war als zu Gregors Zeit. Diese Kalender-Heiligen wurden später einfach vom Julianischen Kalender ihrem Datum gemäß in den Gregorianischen übernommen, ohne dass dabei die den Heiligen zugeordnete kosmische Situation (Solstitien und Äquinoktien) berücksichtigt worden wäre.

Eine dritte Katastrophe vor den beiden genannten wäre kurz anzudeuten, da sie mathematisch mittels der Präzession erschlossen werden kann: Wenn das Ausmaß der letzten beiden Präzessions-Sprünge zehn Tage und sieben Tage betrug, beläuft sich der Fehler für den betrachteten Zeitraum zusammen auf 17°. Da die Astronomen im 16. Jh. mit einer Verschiebung des Frühlingspunktes um 24° rechneten und die normale Verschiebung für die fehlenden (24 minus 17=) 7° rund 500 Jahre ausmacht, kann für Aries=0° der Zeitpunkt „um 1050“ (nämlich AD 1550 minus 500) – real: 950 Jahre vor heute – angesetzt werden. Die Annahme, dass die Eichung des Zodiak für diesen Zeitpunkt erfolgte, weil eine vorausgegangene Katastrophe eine Neufestlegung erforderte, macht im Zusammenhang mit unseren anderen Überlegungen Sinn.

Vielleicht wurde die Fixierung des Nullpunktes „damals“ (AD 1050) noch nicht vorgenommen, sondern erst durch die Renaissance-Astronomen, die diesen Abstand aus Berechnungen oder alten Überlieferungen rückfolgerten. Denn der nun schon lange laufende Versuch, aus den Überlegungen der Renaissance-Autoren Schlüsse zu ziehen, führt immer wieder in Labyrinth von Fälschungen und Konterfälschungen. Man könnte z.B. Vitruv fragen, der als angeblicher Zeitgenosse von Kaiser Augustus (aber ganz sicher erst im 16. Jh. geschrieben) mit einem Wert von 8° Aries für den Frühlingsanfang rechnete (und entsprechend jeweils 8°

für die übrigen Jahresviertel; Buch IX, Kap.3). Zur Beantwortung möchte ich auch die „Fastes“ von Ovid vorschlagen, ohne dies nun weiter auszuführen.

Literatur

- Ideler, L. (1826): Handbuch zur mathematischen und technischen Chronologie. Berlin.
- Illig, H. (1988): Die veraltete Vorzeit. Frankfurt/Main.
- Illig, H. (1991): Jüdische Chronologie. Dunkelzonen, Diskontinuitäten, Entstehungsgeschichte. *VFG* 5/91, S. 21 ff.
- Illig, H. (1999): Wer hat an der Uhr gedreht? Econ/List, München.
- Kammeier, W. (1935): Die Fälschung der deutschen Geschichte. Leipzig
- Kammeier, W. (1981, postum): Die Fälschung der Geschichte des Urchristentums. Husum.
- Reuter, O.S. (1936): Der Himmel über den Germanen. Lehmanns, München.
- Topper, U. (1977): Das Erbe der Giganten. Walter, Olten.
- Topper, U. (1998): Die Große Aktion. Tübingen.
- Topper, U. (1999): Erfundene Geschichte. München.
- Topper, U.; Topper, I. U. (2004): Die Entstehung unserer Kalender. *Efodon-Synesis* 4/2004, 13-18.
- Vitruv: De Architectura, übers. v. Franz Reber (München und Stuttgart 1865/1908; Nachdr. dtv 2004).

Zum Aufsatz von Suitbert Ertel

„Astrologie und Psi. Eine Fallstudie verstärkt die Zusammenhangshypothese“
in: *Zeitschrift für Anomalistik* 4 (2004), 52-68

sowie dem daran anschließenden Kommentar von Volker Guiard (S. 71-80)
und der Antwort von Suitbert Ertel (S. 89-96)

VOLKER GUIARD ¹²

Missverständnisse bezüglich der statistischen Auswertung

In seiner Antwort beklagt Ertel, dass ich ihm keine Zusammenfassung meines Kommentars schickte. In der von Ertel gewünschten Kürze wäre das jedoch nicht möglich, weswegen ich zu

¹² PD Dr. Volker Guiard arbeitet am Forschungsbereich Genetik und Biometrie des Forschungsinstituts für die Biologie landwirtschaftlicher Nutztiere in Dummerstorf bei Rostock.
E-Mail: guiard@anomalistik.de

den einzelnen Punkten Erläuterungen hinzufügte. Bedauerlicherweise schickte ich diese Version zu spät ab, so dass damit die Chance vergeben war, einige Dinge klarer zu formulieren und auch einige Fehler zu korrigieren. So hat sich z.B. in der erschienenen Version des Artikels von Ertel im Vergleich zur vorletzten Version die Struktur der Fußnoten etwas geändert, so dass meine Zitate nicht immer korrekt waren. In meinen dortigen Zitaten sind also folgende Fußnoten umzunummerieren: 4 \rightarrow 5, 6 \rightarrow 7 und 8 \rightarrow 11.

Im Folgenden werde ich auf die einzelnen Punkte der Antwort von Ertel auf meinen Kommentar eingehen (außer Punkt 3), dabei sind aber mitunter auch Korrekturen meiner eigenen Berechnungen erforderlich.

1. Anwendung der Bonferroni-Korrektur

In diesem Abschnitt hatte ich die Bedeutung der Bonferroni-Korrektur bei multiplen konfirmatorischen Tests erläutert. Für exploratorische Tests wandte Ertel diese Korrektur jedoch nicht an, was ich akzeptierte. Da Ertel nie angab, ob er einen Test als *konfirmatorisch* oder als *exploratorisch* verstanden wissen wollte, wurde sogar die Anwendung bzw. Nicht-Anwendung der Bonferroni-Korrektur zum einzigen Kennzeichen hierfür, weswegen ich besonders darauf achtete, ob diese Kennzeichen-Regel auch stets konsequent verwendet wurde.

Am Ende dieses Abschnittes wies ich nun darauf hin, dass Ertel in der Einleitung zu seinem Ball-Test eine falsche Regel aufstellt, nämlich dass man bei konfirmatorischen Tests („die zur Entscheidung anstehen“) angeblich auf die Bonferroni-Korrektur verzichten kann. Genau dort ist aber dieser Verzicht nicht zulässig. Als Beispiel für seine (falsche) Regel nennt Ertel einen Test, welcher aber nicht als Beispiel für diese Regel dienen kann, da es sich nicht um einen konfirmatorischen, sondern um einen exploratorischen Test handelte. Ertel untermauert also seine falsche Regel mit einem unpassenden Beispiel. Nur dieses zu zeigen war hier mein Ziel. Im Gegensatz zur Annahme von Ertel ging es mir hier also nicht darum, alle Fälle aufzuzählen, bei denen die Bonferroni-Korrektur nicht korrekt erfolgte.

2. Split-half

Ertel weist darauf hin, dass er „Effekt Konstanz“ schrieb und nicht „Effektresonanz“, wie ich (wohl eher aus der Erinnerung) zitierte. Nun gut.

Im Weiteren verlangt Ertel nun plötzlich bei exploratorischen Tests die Bonferroni-Korrektur, während er bei konfirmatorischen Tests meint, darauf verzichten zu dürfen. Genau umgekehrt wäre es richtig.

Stutzig machte mich jedoch Ertels Beschreibung von „split-half“. Wenn ich diese richtig verstehe, geht Ertel davon aus, dass sich ein „statistical fluke“ innerhalb der ersten Datenhälfte auch in der zweiten Datenhälfte reproduzieren müsste. Nach meinem Verständnis hätte ich

aber wegen der Unabhängigkeit der beiden Datengruppen nicht mit einer Reproduktion der Zufallsabweichungen zu rechnen. Es liegt daher nahe, dass wir unter „split-half“ Unterschiedliches verstehen. Nach einer Recherche fand ich diesen Begriff auch im Zusammenhang mit Reliabilitätsanalysen.¹³ Hierbei geht es um die Einschätzung der Zuverlässigkeit eines auf Multi-Item-Skalen basierenden Messverfahrens, z.B. eines Intelligenztests. Man könnte die Items (bzw. Aufgaben) in zwei Gruppen einteilen, so dass man annehmen darf, dass jede Itemgruppe das gleiche misst (sicherlich oft eine kühne Annahme). Ist nun ein Proband besonders intelligent, so sollen also beide Itemgruppen dieses anzeigen. Man erhält so für jeden Probanden ein Messwertpaar, wobei die Korrelation der so erzeugten zwei Messwertreihen ein Maß für die Zuverlässigkeit des Intelligenztests darstellt. In diesem Sinne könnte Ertel eventuell „split-half“ verstanden haben. Ich meinte mit „split-half“ jedoch den Fall, dass man nicht die Items, sondern die Probanden (bzw. die Wiederholungen der Item-Messungen je Proband) zufällig in zwei Gruppen teilt. Zeigen sich nun in einer Gruppe gewisse Zusammenhänge zwischen den Items, so können diese als Hypothesen formuliert werden (exploratorisches Vorgehen zur Hypothesenfindung). Genau diese Hypothesen und keine weiteren werden dann in der zweiten Gruppe (konfirmatorisch, mit Bonferroni-Korrektur) überprüft. Das Grundprinzip dieser Methode ist, dass Zusammenhänge, die sich in der ersten Gruppe rein zufällig zeigten (statistical fluke), sich eben nicht in der zweiten Gruppe reproduzieren lassen. Falls eine solche Reproduktion jedoch gelingen sollte, so ist das ein Indiz dafür, dass es sich um einen realen Zusammenhang handelt und nicht nur um einen Zufallseffekt.

Wie man nun auch „split-half“ verstehen mag, im Artikel von Ertel kommen beide Versionen dieser Methode nicht vor. Insofern erübrigt es sich, hierauf näher einzugehen. Ich hatte jedoch in meinen Kommentaren (bei dem Astro-Test) mitunter die (zweite der hier genannten Versionen der) „split-half“ Methode erwähnt in dem Sinne, dass sie bei etwas anderer Gestaltung des Versuches eventuell anwendbar gewesen wäre.

4. Einseitige / zweiseitige Tests

In diesem Punkt demonstriert Ertel, dass er den Sinn von einseitigen und zweiseitigen Tests noch nicht verstanden hat. Wenn er auch den eventuellen Fall sehr starken Treffermangels als signifikant kennzeichnen möchte, dann ist dagegen natürlich nichts einzuwenden. Diese Absicht hat er aber vor dem Versuch festzulegen, womit er sich dann ebenfalls vor dem Versuch auch für einen zweiseitigen Test hätte entscheiden müssen, so wie es der von ihm zitierte Kimmel (1957) verlangte. Dass Ertel nicht versteht, was Kimmel meint, zeigt sein Satz: „Kimmels Formulierung besagt, dass man bei Vorliegen einer großen Abweichung in der Gegenrichtung dann einseitig prüfen darf, wenn man ‚unter keinen Umständen‘ die Ausgangshypothese (im vorliegenden Falle die These einer astrologischen Fähigkeit bei MG),

¹³ http://www.gesis.org/Publikationen/Berichte/ZUMA_How_to/Dokumente/pdf/how-to12br.pdf

etwa durch Umdeutung, zu retten versucht.“ Solch eine originelle Motivation eines einseitigen Tests habe ich noch nie gelesen, auch nicht bei Kimmel. Wenn z.B. jemand eine neue Therapie mit einer alten vergleichen möchte, so wird er wohl kaum die eventuell vielen Todesfälle der neuen Therapie als Erfolge „umdeuten“. Damit dürfte er also, laut Ertel, stets einseitig testen. Demnach gäbe es generell keine praktischen Anwendungen für zweiseitige Tests. Kimmel redet aber nicht von Umdeutung. Ein zweiseitiger Test ist immer dann erforderlich, wenn Abweichungen in beide Richtungen als bedeutsam gelten, wie es bei Ertel offensichtlich der Fall ist. Damit wird aber der Treffermangel nicht in Trefferüberschuss umgedeutet. Die Richtung des Effektes (Mangel oder Überschuss) ist natürlich bei der Darstellung der Ergebnisse zu berücksichtigen. Ein einseitiger Test ist nur dann angebracht, wenn eine starke Abweichung in der unerwünschten Richtung – aus welchen Gründen auch immer – als nicht bedeutsam erachtet und damit zur Nullhypothese „dazu geschlagen“ wird. Wie Ertel aber in seinem Kommentar intensiv betont, lagen bei ihm solche Gründe, die einen Treffermangel bedeutungslos machen würden, nicht vor. Damit hätte er aber von vornherein (laut Kimmel) einen zweiseitigen Test vorziehen müssen. Hier wäre also ein Umlernen bei Ertel angebracht.

Aber auch wenn Ertel von vornherein nur den rechtsseitigen Test plante, bedeutet das nicht, dass er einen starken Treffermangel unerwähnt lassen muss. Dieser darf durchaus hervorgehoben werden, jedoch nur als exploratorisches Nebenergebnis, welches dazu motiviert, zukünftig auch mit solchen Effekte von vornherein zu rechnen und den Test zweiseitig zu planen.

5. (bei Ertel versehentlich 4): Heterogenitätstests

In der Fußnote 11 seines Artikels bewertete Ertel mehrere Tests bezüglich ihrer Eignung zur Prüfung der Heterogenitätshypothese bei den astrologischen Zuordnungstests. Diese Bewertungen enthalten eine Fülle von Fehlern, die ich in meinem Kommentar darlegte. Wenn Ertel nun in seiner Antwort schreibt, ich hätte von ihm den Summe Z^2 -Test (Timm 1983, Formel 5) verlangt, so ist das sicher eine Verwechslung. Da ich erst später in den Begutachtungsprozess einstieg, habe ich mir von der Redaktion frühere Versionen des Ertelschen Artikels schicken lassen. Dort fand ich, dass er zunächst den Summe Z^2 -Test anwendete, in den späteren Versionen aber nicht. Es mag also sein, dass ein Gutachter diese plötzliche und unbegründete Änderung der Auswertungsmethode nicht akzeptierte und auf der weiteren Anwendung dieses Tests bestand.

Ertel schreibt in seiner Antwort, dass mein Hinweis, dass der Summe Z^2 -Test kein Heterogenitätstest ist, irrelevant sei, da das mittlere Treffer Z Null wäre. Dieses zeigt, dass Ertel die Tests erst nach Kenntnis der Daten auswählt, denn vor dem Versuch konnte er dieses noch nicht wissen. Außerdem gibt es auch dann, wenn das Gesamtmittel Null ist, einen Unter-

schied zwischen dem Summe Z^2 -Test und dem üblichen Chi-Quadrat-Test, letzterer hat einen Freiheitsgrad weniger.

6. Der Simultantest

In diesem Punkt hatte ich mich tatsächlich zu knapp ausgedrückt. Es ging hier nicht um die Kritik von Ertels Methoden, sondern um Überlegungen und Vorschläge, welche Auswertung man hätte weiterhin durchführen können. Während vorher nur die Heterogenität zwischen den drei Astro-Tests betrachtet wurde, könnte man sich nun auch dafür interessieren, wie das Mittel über alle drei Tests von dem (unter H_0) erwarteten Mittel abweicht. Besser noch, man sollte Heterogenität und Mittelabweichung simultan prüfen, um das multiple Risiko mehrerer Tests zu kontrollieren. Für diesen Zweck werden nun auch solche Tests wieder sinnvoll, welche als Heterogenitätstest abzulehnen wären. (Eventuell war dieses auch ein Grund, warum ein Gutachter auf dem Summe Z^2 -Test bestand.)

Wie Ertel in seiner Antwort hervorhebt, bestand sein Interesse zunächst in dem Test der mittleren Abweichung (ich nannte es deswegen „primäres“ Interesse) und später in der Heterogenitätsprüfung. Da solche datengeleiteten Änderungen der Testziele jedoch recht fragwürdig sind, hätte Ertel diese beiden Ziele unter dem einen Dach eines Simultantests vereinen können. Dieser könnte dann als ein konfirmatorischer Test angesehen werden, sofern er bereits vor dem Versuch von Ertel beabsichtigt worden wäre. Fällt der Simultantest signifikant aus, so können anschließend die beide Effektypen Mittelverschiebung und Heterogenität separat getestet werden.

Ich habe nicht behauptet, wie Ertel meint, dass er seinem primären Interesse gefolgt sei, dafür aber ein falsches Verfahren gewählt hätte. Ich hatte durchaus gesehen, dass Ertel die Heterogenität prüfen wollte, wofür er auch ein passendes Verfahren verwendete (siehe Punkt 5). Hier (Punkt 6) diskutiere ich lediglich, wie Ertel die Auswertung noch besser hätte gestalten können, so dass auch das multiple Risiko, welches entsteht, wenn man sowohl den mittleren Effekt (primäres Interesse), als auch die Heterogenität testet, kontrolliert wird.

Somit hatte ich auch nicht erst unter Punkt 10 „auf einmal ganz richtig“ erkannt, dass Ertel dort beabsichtigt, die Heterogenität zu testen. Dort ging es mir lediglich darum, einige damit verbundene Inkonsistenzen zu diskutieren.

Bezüglich meiner Berechnung des Summe Z^2 -Tests (als Simultantest) muss ich mich nun jedoch selbst korrigieren. Die Berechnung dieses $\chi^2 = \sum Z^2$ ist nicht eindeutig, da es zur Berechnung der Z unterschiedliche Methoden gibt. Ist k die Trefferanzahl eines einzelnen Testes ($k > n/2$, anderenfalls verwendet man die Fehlerzahl als k) dann berechnet man den entsprechenden p -Wert (einseitig) dieses Tests und daraus die Ordinate Z der standardisierten Normalverteilung. Die Frage ist nur, wie man aus k den p -Wert erhält. Aus dem Ergebnis

der ersten Version von Ertel ($\chi^2 = 11,02; p = 0,012$) ist zu folgern, dass Ertel die Wahrscheinlichkeit, unter H_0 einen noch größeren Wert als k zu erhalten, als p verwendete, denn nur mit dieser Methode erhalte ich ein vergleichbares Ergebnis ($\chi^2 = 10,99; p = 0,0118$), wobei die kleinen Abweichungen vermutlich auf unterschiedlichen Rundungen basieren. Diese Methode ist aber unzulässig, da sie zu oft zu Signifikanz führt. Bei dem Binomialtest für einen einzelnen der Astrottests verwendet man als p die Wahrscheinlichkeit, dass man entweder k oder einen größeren Wert erhält. Dieses p ist also stets um die Wahrscheinlichkeit, genau k zu erhalten, größer, als der p -Wert von Ertel. Mit diesen einzelnen p -Werten erhielt ich für den Summe Z^2 -Test $\chi^2 = 7,1$ und $p = 0,069$. Später kamen mir jedoch Zweifel, ob dieses Vorgehen nicht zu streng war. Für einen einzelnen Binomialtest wäre es zwar richtig, aber hier geht es um die Zusammenfassung dreier Binomialtests. Intuitiv läge es nahe, als p -Wert der Einzeltests das Mittel der Wahrscheinlichkeiten von " $> k$ " und von " $\geq k$ " zu verwenden. Dieses führt aber näherungsweise zu dem gleichen Ergebnis, wie der gewöhnliche χ^2_3 -Test mit 3 Freiheitsgraden, bei dem Z^2 aus $Z^2 = (k - n/2)^2 / \text{Var}(k) = (k - n/2)^2 \cdot 4n$ berechnet wird. (Diesen Test hatte ich auch bereits in meinem Kommentar unter Punkt 10 beschrieben.) Eine Simulationsstudie mit 10000 Läufen zeigte – sofern man diese Tests mit $\alpha = 0,05$ ($= \alpha_{\text{nominal}}$) durchführt –, dass man folgende tatsächlichen α -Werte (α_{real}) erhält:

Test	p -Wert der Einzeltests	α_{real}
Ertel	$P(> k)$	0,112
Guiard	$P(\geq k)$	0,026
Mittel dieser Versionen	$(P(> k) + P(\geq k)) / 2$	0,048
χ^2_3 mit $df=3$		0,052

Der Ertelsche Test führt also nicht in $\alpha = 5\%$, sondern in 11,2% aller Fälle zu Signifikanz. Dagegen führt aber mein Test nur in 2,6 % der Fälle zur Signifikanz. Zu empfehlen sind dagegen die letzten beiden Versionen (bzw. – wegen seiner Einfachheit – der χ^2_3 -Test) welche recht gut das α einhalten. Dieses Ergebnis erhält man analog auch für andere Werte von α_{nominal} . Mit dem χ^2_3 -Test erhält man nun aus den Daten der Astrottests $\chi^2_3 = 8,62$ und $p = 0,035$, also sogar Signifikanz.

7. Tests zu den Aufgabenzahlen

In der Tat, in diesem Punkt ging es mir tatsächlich nicht um Kritik, wie Ertel richtig erkannte, sondern um die begründete Bestätigung eines Ergebnisses von Ertel. Motiviert wurde dieses dadurch, dass Ertel seinen Test recht missverständlich beschrieb, so dass ein aufmerksamer Leser hier Fehler vermuten könnte. In diesem Falle konnte ich also Ertels Argumentationen sogar unterstützen und eventuellen Irritationen bei den Lesern vorbeugen. Lediglich den zuletzt berechneten p -Wert ($p = 0,003$) musste ich auf $p = 0,02$ korrigieren, da hier der t -Test zu verwenden ist.

8. Der Pitman-Korrelationstest

Zunächst sei festgestellt, dass mir in meiner Tabelle ein Schreibfehler unterlaufen ist. Der Wert $\rho = 0,19$ muss natürlich durch $\rho = -0,19$ ersetzt werden.

In seinem Kommentar schreibt Ertel, dass sich nur die p -Werte ändern, aber nicht die Schlussfolgerungen. Berücksichtigt man jedoch, dass Ertel in seinem Artikel auch die Bonferroni-Korrektur anwendete (also $p_k = 20 \cdot p$) und damit diese Tests also als konfirmatorische Tests verstanden wissen wollte, dann ergibt sich doch eine beträchtliche Änderung des Gesamtbildes.

9. Globaler Test von Sekundärvariablen

Auf Grund meiner Einwände zu Ertels ursprünglich verwendetem Test schlug Ertel nun vor, dass ich den Summe Z^2 -Test auf die Daten seiner Tabelle 2 hätte anwenden sollen. Dieses ist für mich nicht nachvollziehbar. Zum einen, weil Ertel der Autor des Artikels ist und nicht ich, zum anderen, weil mit diesem neuen Vorschlag ein völlig anderes Problem behandelt wird. Bei dem bisherigen Test ging es nämlich darum, den unterschiedlichen Einfluss von Meditation und Nicht-Meditation auf eine Fülle von Sekundärvariablen zu zeigen. Der nun von Ertel vorgeschlagene Test soll aber zeigen, ob die Varianz der Trefferzahlen (aus Tabelle 2), also der Primärvariablen, größer ausfällt als theoretisch zu erwarten. Der Unterschied zwischen M+ und M- wurde hier jedoch nicht getestet.

Sicherlich ist dieser Test auch sehr interessant; schade, dass Ertel diesen Test nicht bereits vor dem Versuch geplant hat, um ihn dann als konfirmatorischen Test (mit Bonferroni-Korrektur) darstellen zu können. Die Ergebnisse aus Ertels Tabelle 4 sind korrekt. Diese Version des Summe Z^2 -Tests entspricht dem χ^2 -Test, wie ich ihn oben beschrieben habe.

Um aber auch mit den Daten der Tabelle 4 den Unterschied zwischen M+ und M- zu testen, wie es das Ziel des ursprünglich von Ertel verwendeten Tests war, wäre der Summe Z^2 -

Wert von M+ mit dem von M- zu vergleichen. Da beide Werte in dem hier verwendeten χ^2 -Test als näherungsweise (mit jeweils 16 Freiheitsgraden) χ^2 -verteilt betrachtet wurden, bietet sich für diesen Vergleich der F-Test an. Es gilt $F = (38.4/16)/(20.4/16) = 1.88$ und $p = 0.108$. Mit diesen Daten lässt sich also nicht eindeutig zeigen, dass die Trefferraten bei M+ größer sind und/oder stärkere Schwankungen aufweisen, als bei M-.

10. Zum Postskriptum

Bei dem im Postskriptum verwendeten Summe Z^2 -Test ist es nicht sofort offensichtlich, wie das Z jeweils berechnet werden sollte. Wie in Punkt 6 habe ich nun auch hier durch Simulation bestätigen können, dass meine letzte Empfehlung zur Berechnung von Z am besten das α des Testes einhält. Damit wäre für diesen Test also $\chi^2 = 17,04$ und $p = 0,0297$, wie ich in meinem Kommentar ausführte. Diese Werte übernahm Ertel auch in seiner Tabelle 4.

In meinem Kommentar wies ich darauf hin, dass es doch eigentlich eine Inkonsequenz sei, wenn Ertel nun doch den Z^2 -Test verwendete, obwohl er doch nur die Heterogenitätshypothese testen wollte und außerdem diesen Test ohnehin in seiner Fußnote 11 ablehnte. In seiner Antwort begründete er diesen Verfahrenswechsel damit, dass er zunächst meinte, dass für den eigentlich vorgesehenen χ^2 -Test die theoretischen Voraussetzungen nicht erfüllt seien (was er später als Irrtum erkannte). Die Beachtung der Voraussetzungen (wenn auch irrtümlich) ist natürlich positiv zu würdigen, mit diesem Verfahrenswechsel wurde aber nicht nur ein geeigneteres Verfahren für die anstehende Fragestellung gewählt, sondern es wurde auch die Fragestellung gewechselt. Außerdem harmonisiert diese Verfahrenswahl nicht mit der recht absolut klingenden Ablehnung in Fußnote 11.

Leider ist mir in meinem Kommentar ein Flüchtigkeitsfehler unterlaufen. Für die aus dem Verhältnis von p und p_k errechenbare Anzahl durchgeführter Tests erhielt ich 30. Die richtige Anzahl wäre aber 6.

Abschließende Bemerkung

Bei dem Ertelschen Stil der Statistik-Anwendung werde ich das Gefühl nicht los, dass Ertel nach Kenntnis der Daten nach Testverfahren sucht, welche ein für ihn interessantes Ergebnis liefern. Damit trägt er nicht zu dem guten Ruf bei, welche die parapsychologische Forschung bezüglich ihres hohen methodischen Standards genießt. Andererseits ist diese datenabhängige Suche nach Effekten durchaus statthaft, sofern es nur um exploratorische Auswertung geht. Dann haben die Ergebnisse aber einen völlig anderen Stellenwert. Sie weisen lediglich darauf hin, dass es eventuell lohnen könnte, den Test dieser Effekte in zukünftigen Untersuchungen von vornherein einzuplanen.

Autorenantwort:SUITBERT ERTEL¹⁴**Aus Unverständnis wird Missverständnis.
Zu Volker Guiards partiellem Meinungswandel**

Am Anfang der Publikationsserie stand mein Hauptartikel „Astrologie und Psi“ (nachfolgend „AuP“ abgekürzt), gefolgt u.a. von einer Kritik Volker Guiards mit dem Pauschalurteil „Statistik mangelhaft“. Jetzt nachträglich erläutert Guiard, was er gemeint hat: „Missverständnisse bezüglich der statistischen Auswertung“. Mit dieser Titelwahl gibt er bereits zu erkennen, dass sich sein Urteilsstil gemäßigt hat.

Als ein weiteres Plus registriere ich in Guiards Schlussbemerkung, dass er die Intention meiner Untersuchungen zu „Astrologie und Psi“, die er kritisierte, im Prinzip zu akzeptieren scheint. Ich wollte mit AuP zeigen, dass es um eine Hypothese geht, deren weitere Bearbeitung sich lohnen könnte. Allerdings macht Guiard dabei die Einschränkung, eine „datenabhängige Suche nach Effekten [ist] durchaus statthaft, sofern es nur um exploratorische Auswertung geht. Dann haben aber die Ergebnisse einen völlig anderen Stellenwert.“

Hat Guiard den Untertitel meines Artikels AuP nicht gelesen? Er lautete: „Eine Fallstudie verstärkt die Zusammenhangshypothese“, was nicht bedeutet, dass die Hypothese als *bestätigt* („confirmed“) hingestellt wird, sondern durch die Studie an Beachtbarkeit gewonnen hat. Ich wies abschließend ausdrücklich auf weiteren Forschungsbedarf hin: „Systematischere Untersuchungen zu dieser Hypothese lassen sich mit dem hier vorgestellten Balltest durchführen“ (Ertel 2004a, S. 66). Mein Ausblick wird von Guiard sogar aufgenommen, er paraphrasiert, was ich schrieb, und stellt es nun als *seine* Idee dar, „dass es eventuell lohnen könnte, den Test dieser Effekte in zukünftigen Untersuchungen von vornherein einzuplanen“. Also sprechen die Ergebnisse von AuP auch nach Guiards Ansicht eher für eine eventuell lohnende Fortsetzung dieser Forschung. Doch damit bekommt die Erstlingsuntersuchung AuP keinen „völlig anderen Stellenwert“, sie hat den Stellenwert, den ich ihr selbst – so wie Guiard – zugeordnet habe.¹⁵

14 Prof. Dr. Suitbert Ertel ist emeritierter Psychologe an der Universität Göttingen.

E-Mail: sertel@gwdg.de

15 Die Ergebnisse der multiplen Signifikanztests, die ich durchführte, wurden oft durch Bonferroni-Gewichte relativiert. Ausnahmen wurden regelmäßig begründet. Im Einzelfall kann man über solche Entscheidungen ggf. eine andere Meinung vertreten. Darüber sich vor der Leserschaft der *Zeitschrift für Anomalistik* auseinander zu setzen, halte ich angesichts der Zielsetzung der Untersuchung und ihrer insgesamt hypothesenverstärkenden Ergebnisse nicht für vertretbar.

Was die erneut detailvollen Ausführungen Guiards in seiner jetzigen Stellungnahme betrifft, so vermute ich, dass sie außer mir kaum jemand lesen wird. Denn ohne Parallel-Lesen meiner AuP-Arbeit, der anschließenden Kritik Guiards und meiner Replik darauf sind seine jetzigen Ausführungen nicht zu verstehen. Ich erspare den Lesern deshalb im vorliegenden Schlusswort weitere Richtigstellungen außer einer: Das offensichtlich größte methodische „Missverständnis“ unter Punkt 4 von Guiards jetzigem Beitrag sollte endgültig vom Tisch, zumal auch andere Forscher sich gelegentlich vor die dort behandelte Frage gestellt sehen können: *Wann darf man bei beobachteten Abweichungen von der Zufallserwartung, deren Richtung der Alternativ-Erwartung widerspricht, einen einseitigen Signifikanztest anwenden?*

Zur Erinnerung kurz: MG hatte eine überzufällige Trefferleistung in seinem astrologischen Zuordnungstest vorausgesagt, aber nur 6 von 24 Zuordnungen waren richtig (erwartet: 12 richtige). Angesichts dieser Minderleistung habe ich, einer Empfehlung Kimmels (1957) entsprechend, die Signifikanz *linksseitig* getestet und $p = 0,0113$ erhalten. Zweiseitig konnte ich nicht testen, denn eine Überzahl *oder Minderzahl* von Treffern als mögliche Effekte waren für MGs Zuordnungen nicht zu erwarten, zumindest nicht zu diesem Zeitpunkt. Daran nimmt Guiard auch keinen Anstoß. Doch meint er, ich hätte trotz der auffälligen erwartungswidrigen Abweichung der Trefferzahl *rechtsseitig* testen müssen, was einen p-Wert von $1 - 0,0113 = 0,9887$ ergeben hätte.

Zwei Einwände sind hier zu machen: Erstens sind die Wahrscheinlichkeiten p für Abweichungen von der Zufallserwartung, den positiven und negativen Z-Wert-Abständen vom Mittelwert 0 entsprechend, immer $p \leq .50$, das gilt für einseitiges wie zweiseitiges Testen von Effekthypothesen.

Zweitens: Guiards $p = 0,9887$ besagt, dass der Zufall bei 24 Zuordnungen, wenn die Trefferwahrscheinlichkeit 0,5 beträgt, in 98.87% aller Fälle ≥ 6 Treffer liefert (Guiard 2004, S. 74). Das impliziert: Je weniger Treffer der Proband erzielt, umso weniger interessant wäre sein Ergebnis. Hätte er im Extremfall 0 von 24 Zuordnungen richtig, dann würde man aus einem rechtsseitigen Test folgern, dass man das beobachtete Ergebnis (0 oder mehr Treffer) per Zufall in 100% aller Fälle erhalten wird, was analog wäre einer Voraussage wie: „Mit Sicherheit wird es morgen regnen oder nicht regnen“.

Was für einen Sinn macht eine einseitige Signifikanzprüfung, wenn die beobachteten Abweichungen die falsche Richtung haben? Man vergegenwärtige sich zunächst den Sinn von Signifikanzprüfungen generell. Ich rekapituliere hier, was ich bereits zum *Null Hypothesis Significance Testing* (NHST) ausführte (Ertel 2004b, S. 98 f.): Signifikanzwerte der statistischen Hypothesen (SH) schaffen keine letzte Gewissheit über die Geltung *empirisch-inhaltlicher* Hypothesen (EIH), deren Geltungsgründe durch SH getestet wurden (Begrifflichkeit von Hussy & Möller 1983).¹⁶ Erst recht wird auch die einer EIH übergeordnete *theore-*

16 Im vorliegenden Fall würde eine TIH beinhalten, dass astrologische Horoskopdeutungen valide Information über die Persönlichkeiten der betreffenden Horoskopeigner enthalten können. Die EIH

tisch-inhaltliche Hypothese (TIH) durch die signifikante Bestätigung einer SH nicht etabliert. Signifikanzen regulieren lediglich die Forschungsmotivation, sie animieren zur Fortsetzung der Forschungstätigkeit, indem sie signalisieren: Wahrscheinlich wird es sich lohnen, die durch Signifikanz sich auszeichnende Auffälligkeit der SH einer SH-Test-Replikation oder Versuchen unter abgeänderten Bedingungen zu unterwerfen.

Liegt das Ergebnis der Alternativhypothese in der *erwarteten* Richtung und beträgt p bei einseitigem Test $p \leq .05$, dann lag man mit seiner EIH offenbar richtig, woraus sich der Appell „Weiter so forschen!“ ergibt. Hat eine Abweichung vom Zufallswert die erwartete positive Richtung, ohne aber signifikant zu sein (Nullhypothese wird beibehalten), dann führt man dies meist auf störende Bedingungen, auf zu wenige Beobachtungsfälle oder auf eine geringe Effektstärke zurück. Die EIH wird also meist nicht verworfen, auf jeden Fall lässt man die TIH nicht fallen. Man ist zwar bei Abweichung in der erwarteten Richtung ohne Signifikanz zur Fortsetzung dieser Forschung weniger motiviert, als wenn man ein signifikantes Ergebnis erzielt hätte. Aber man gibt das Suchen in gleicher Richtung nicht sofort auf.

Liegt nun eine *nicht erwartete* Abweichung in der Gegenrichtung vor und ist diese beachtlich, so dass man – hätte man sie erwartet – bei einseitigem Signifikanztest $p \leq .05$ erhalten hätte, dann ist dies Ergebnis alarmierend. Mit „störenden Bedingungen“ oder „zu wenig Fällen“ kann man sich nicht mehr beruhigen. Diesmal geht es ans „Eingemachte“, an die empirisch-inhaltliche Hypothese (EIH), von der man ausging und die bei einem stark widersprechenden Ergebnis erschüttert wird, möglicherweise ist dadurch auch die TIH mit betroffen. Der Signifikanzwert von $p \leq .05$, der zu weiterer Forschung motivieren würde – hätte man diese Abweichungsrichtung erwartet –, motiviert also mit erwartungswidriger Abweichung zu *verstärkt* weiterer Forschung. Eine Revision der inhaltlichen Hypothese steht ins Haus und ein Umdenken bei der anschließenden Forschungsplanung. Ein zweiseitiger Test wäre hier fehl am Platz, da man nicht schlussfolgern kann, dass beide Hypothesen gelten, sowohl die ursprüngliche Hypothese (EIH₁ bzw. TIH₁), deren Glaubwürdigkeit angekratzt wurde, als auch die meist noch nicht begründbare Hypothese EIH₂ bzw. TIH₂, die entgegen gesetzte Voraussagen macht und Anerkennung fordert. Unsinnig wäre es z.B. anzunehmen, dass MG eine 'astrologiesensitive' Begabung besitzt, die entweder zu mehr überzufällig richtigen oder auch zu mehr überzufällig falschen Zuordnungen führt. Bei erwartungswidriger Abweichung wird mit $p \leq .05$ (einseitig) die implizite Aufforderung für weitere Forschung verstärkt, wie es die problematische Sachlage erfordert, was mit $p \leq .10$ nicht der Fall wäre, abgesehen davon, dass ein zweiseitiger Test aus den schon genannten Gründen unanwendbar ist.

Kimmel (1957) empfiehlt einseitige Tests bei inhaltlich unerwarteter Abweichungsrichtung grundsätzlich, will seine Empfehlung aber sinnvollerweise dann *nicht* angewendet sehen,

würde beinhalten, dass MG die Fähigkeit zur validen Horoskopdeutung besitzt. Die SH besagt, dass die Deutungsfähigkeit von MG durch eine überzufällig hohe Trefferquote im gewählten Zuordnungstest zum Ausdruck kommt.

wenn man bei Anwendung eines einseitigen Tests die Hypothese, von der man ursprünglich ausging, beibehalten will. Manch ein Forscher möchte angesichts auffälliger Abweichungen in der falschen Richtung mit einer post-hoc Re-Interpretation der Ausgangshypothese seine EIH und TIH retten.

Guiard bringt ein Beispiel, mit dem er offenbar zeigen will, dass man ein erwartungswidriges Ergebnis gar nicht umdeuten könne: „Wenn z.B. jemand eine neue Therapie mit einer alten vergleichen möchte, so wird er wohl kaum die eventuell vielen Todesfälle der neuen Therapie als Erfolge ‚umdeuten‘“. Sein Beispiel ist tendenziös gewählt, Guiard hätte sich eine geeignetere Umdeutung einfallen lassen sollen, z.B. könnte der Therapieforscher behaupten, die vielen Todesfälle seien zurückzuführen auf Nichtbeachtung der Vorschrift zum Ausschluss von Bedingungen, welche schädliche Nebenwirkungen haben, die bei seinem hochwirksamen Medikament in höherem Maße als bei weniger wirksamen Medikamenten zu beachten seien.

Oder Guiard hätte das aufschlussreiche Beispiel mit MG anführen können, das nicht erfunden wurde und das ich in meiner Replik erwähnte (Ertel 2004b, S. 91). Denn GM meinte angesichts seiner kläglichen sechs Treffer zunächst (sinngemäß): „Vielleicht haben die berühmten Politiker und Maler, die ich astrologisch auseinander zu dividieren hatte, es deshalb zu großen Leistungen und zur Aufnahme ihrer Namen in Personallexika gebracht, weil sie eine empfundene Minderwertigkeit auf ihren jeweiligen Berufsfeldern mit extremer Anstrengung überkompensierten. Was meine Geburtshoroskope anzeigten, waren vielleicht die angeborenen Defizite dieser Persönlichkeiten, nicht die Ergebnisse der Überkompensationen, die sie im Laufe ihres Lebens leisteten.“ Derart geistreiche Umdeutungen, mit deren Hilfe man trotz erwartungswidriger Abweichung an seiner Ausgangshypothese festhalten will, würde Kimmel nicht gut heißen. MG hat sein anfängliches Bemühen, seine Hypothese mit dieser Adlerianischen Konstruktion zu retten, bald selbst verworfen. Ich hatte sie, der Bedingung Kimmels entsprechend, keinen Augenblick lang für diskutabel gehalten.¹⁷

Auch lässt Kimmel nicht zu, eine Abweichung in der Gegenrichtung einfach unter den Teppich zu kehren, so als habe die Beobachtung in falscher Richtung gar nicht stattgefunden: “[It] cannot be shrugged off by the comment ‘We have no interest in a difference in the opposite direction’, scientists are interested in empirical fact regardless of its relationship to their preconceptions“ (Kimmel 1957, S. 352).¹⁸

17 MG hat am Ende nicht nur seine EIH verworfen („Ich kann Geburtshoroskope richtig deuten“), denn wenn er das nicht kann, könnten es vielleicht andere. Er hat auch seine TIH („Geburtshoroskope enthalten persönlichkeitsdiagnostisch bedeutsame Informationen“) verworfen, was impliziert: „Niemand kann Geburtshoroskope richtig deuten“.

18 Die vorliegende Erwiderung zu Guiards Punkt 4 habe ich meinem Kritiker zur Stellungnahme vorgelegt mit der Bitte zu demonstrieren, was nach seiner Meinung Kimmel mit seinem zweiten „Kriterium für die Verwendung einseitiger Tests“, um das es hier geht, gemeint hat. Das Beispiel, das

Zurück zu Guiards „Missverständnissen“: Obgleich der Kritiker im neuen Diskussionsbeitrag an seiner früheren Kritik Abstriche macht, kann er auf das, was ich eine schulmeisterliche Attitüde nenne, auch diesmal noch nicht ganz verzichten. „Hier wäre also ein Umlernen bei Ertel angebracht“, meint der Oberlehrer zu meiner Kimmel-Interpretation. Seine Umlern-Empfehlung könnte er zuerst einmal an sich selbst ausprobieren. „Dass Ertel nicht versteht“, moniert er gleich zweimal, es „demonstriert Ertel, dass er den Sinn von einseitigem und zweiseitigem Test noch nicht verstanden hat“. Man sieht förmlich das aufgeschlagene Notenbüchlein in seiner Hand, zumal wenn er im Abschlusszeugnis sogar eine Gefährdung des guten Rufs beschwört und meint, dass Ertel „nicht zu dem guten Ruf bei[trägt], welche die parapsychologische Forschung bezüglich ihres hohen methodischen Standards genießt“. ¹⁹

Guiard mir freundlicherweise kurz vor Redaktionsschluss vorlegte, ist leider ein Fehlgriff, da es mit einer statistischen Hypothesenprüfung (SH) nichts zu tun hat. Warum stellt man eine SH auf? Weil man sie durch kontrollierte Beobachtung bestätigt oder nicht bestätigt sehen und aus dem Ergebnis für die mit ihr verknüpfte inhaltliche Hypothese Konsequenzen ziehen möchte. Guiard bringt nun den Fall einer Entscheidung über Konsequenzen von Beobachtungen ins Spiel, über die keinerlei Hypothese aufgestellt wurde. Sein Beispiel, das zudem unnötig kompliziert ist, lässt sich wie folgt vereinfachen. Guiard: *Wenn ein Händler eine Ware gegen Höchstgebot und ohne eigene Preisangabe verkaufen will, und wenn er entschlossen ist, sie nicht unter einem Mindestpreis von z.B. 100 € zu veräußern, dann interessieren ihn nur Gebote von ≥ 100 €, bei Geboten darunter wird er seine Ware nicht verkaufen.* Doch haben die vom Händler erhofften und die von den Interessenten angebotenen Zahlungen nichts mit Zufallserwartung zu tun. Angebotene Summen, die die Mindesthöhe von 100 € weit übertreffen, würden vom Händler gern gesehen, aber nicht als Ergebnis eines hypothetischen Effekts interpretiert werden. Guiards intendierte Analogie zu MGs Hypothese greift daneben. MG wollte wissen, ob er, was er bislang nur vermutete, astrologische Deutungsfähigkeit tatsächlich besitzt. Bei einer Trefferquote ab 17 Treffern (Zufallsmittelwert 12 Treffer) hätte er seine Vermutung bestätigt gefunden. Zudem wird Guiards Händler auf Gebote < 100 € keine Gedanken verschwenden, sehr geringe Angebote fände er lächerlich. MG aber – und ich selbst – wurden durch die Trefferquote weit unter 12 Treffern nicht belustigt, sondern verwirrt. Die beobachteten 6 Treffer lagen signifikant unter der Zufallsabweichung ($p = .01$, einseitig), nur eben in der falschen Richtung. Kimmel sagt zu solchen Fällen: „If results are in the opposite direction, ... the statistical hypothesis must be stated in a way that permits evaluation of opposite results“ (Kimmel 1957, S. 353). Kurz: Nach Kenntnisnahme erwartungswidriger signifikanter Ergebnisse soll die ursprüngliche inhaltliche Hypothese fallen gelassen und durch eine neue ersetzt werden, auch wenn noch nicht klar ist, wie der unerwartete beobachtete Effekt erklärt werden kann (was bei Psi-Effekten im übrigen die Regel ist). Das alles hat mit einer Mentalität vom Kaliber des Händlers, den Guiard einbringt, nicht das Mindeste zu tun. Der will nichts wissen, er will Geld sehen.

- 19 Warum kommt es bei der Kommunikation mit dem Statistiker Volker Guiard oft zu „Missverständnissen“? Einer der tieferen Gründe ist nach meiner Meinung, dass er sich dafür entschieden hat, bei seiner Bewertungsarbeit aus der Nische seiner Spezialisierung nicht herauszutreten und Inhaltliches auszublenden, das sind die Ebenen der *empirisch*-inhaltlichen Hypothese (EIH) sowie der davon noch zu unterscheidenden *theoretisch*-inhaltlichen Hypothese (TIH). Vielleicht darf er sich dies aus

Ob das Urteil von Guiard, der GWUP-Mitglied ist, anders ausfallen wird, wenn weitere positive Balltest-Ergebnisse vorliegen? Derzeit führe ich vor den kritischen Augen anderer GWUP-Skeptiker und unter deren scharfer Kontrolle mit einem meiner „Psi-Stars“ den Balltest durch. Im August 2005 erreichte die Kandidatin im ersten von drei geplanten Sitzungen immerhin 99 Treffer bei 420 Trials, erwartet sind 84 Treffer (Erwartungsproportion .20). Das ist nach dem Binomialtest signifikant ($p = 0,038$), ein diesmal *konfirmatorisches* Ergebnis, gewonnen in der „Höhle des Löwen“.

Literatur

- Ertel, S. (1996): Space weather and revolutions. Chizhevsky's heliobiological claim scrutinized. *Studia Psychologica* 38, 3-22.
- Ertel, S. (2004a): Astrologie und Psi. *Zeitschrift für Anomalistik* 4, 52-68.
- Ertel, S. (2004b): Kritik sollte korrigieren, nicht demolieren. *Zeitschrift für Anomalistik* 4, 85-101.
- Guiard, V. (2004): Statistik mangelhaft. *Zeitschrift für Anomalistik* 4, 71-80.
- Hussy, W.; Möller, H. (1983): Hypothesen. In: Hermann, T.; Tack, W. H. (Hrsg): *Methologische Grundlagen der Psychologie*. Hogrefe, Göttingen.
- Kimmel, H. D. (1957): Three criteria for the use of one-tailed tests. *Psychological Bulletin* 54, 351-353.
- Tschijewsky, A. L. (1928): Kosmische Einflüsse, die die Entstehung und Verbreitung von Massenpsychosen begünstigen. *Deutsch-Russische Medizinische Zeitschrift* 4, 89-116.

Zuständigkeitsgründen erlauben. Doch dann sollte er seine Enthaltbarkeit offen bekennen, damit bei Forschungsarbeiten, die primär inhaltlich orientiert sind, seine Urteile relativiert werden können. Natürlich sollten die Operationen zur statistischen Hypothese (SH) nicht fehlerhaft sein. Doch schon auf der SH-Ebene gibt es diskutabile Entscheidungsspielräume, die von den übergeordneten Ebenen der EIH und TIH abhängig sind (siehe Hussy & Möller 1983). Dementsprechend sollte bei Bewertungen einer Forschungsarbeit die Prüfung von SH möglichst im Kontext der jeweiligen inhaltlichen Hypothesen erfolgen. Im Extremfall, der selten sein dürfte, könnte eine Untersuchung z.B. aufgrund ihrer inhaltlichen Originalität allein bedeutsam sein, selbst wenn der Verfasser seine Daten statistisch fehlerhaft verarbeitet hat, so wie z.B. die Untersuchungen Alexander Tschijewskys über den Zusammenhang zwischen der Sonnenaktivität und sozialen Massenunruhen (Tschijewsky 1928). Die kühne Hypothese des Russen konnte ich mit ganz anderen und m.W. fehlerfrei eingesetzten Methoden bestätigen (Ertel 1996). Guiard hätte Tschijewskys Arbeit wohl verrissen, das ist sein Geschäft. Ob sein Urteil wissenschaftlich produktive Konsequenzen hat oder nicht, wird nicht in der Nische seiner Spezialisierung entschieden. Aber darum scheint er sich weniger zu kümmern.

Zum Aufsatz von Eckhard Etzold**„Ist die Existenz von Psi-Anomalien beweisbar?“****in: *Zeitschrift für Anomalistik* 4 (2004), 14-25****sowie dem daran anschließenden Kommentar von Andreas Hergovich (S. 31-38) und der Autorenantwort von Eckhard Etzold (S. 45-51)**ANDREAS HERGOVICH²⁰**Psi-Anomalien sind grundsätzlich nicht beweisbar**

In meinem Kommentar zu Eckard Etzolds Aufsatz wies ich darauf hin, dass bereits Immanuel Kant gezeigt hat, dass sich der Glaube gerne auf Inhalte bezieht, die kein möglicher Gegenstand der Erfahrung sein können. Dazu gehören nicht nur Inhalte wie Gott, die unsterbliche Seele oder die Freiheit des Willens, die als regulative Ideen einen bestimmten Gehalt haben, ohne real in der Welt vorhanden sein zu müssen, sondern auch paranormale Phänomene, wie z.B. die Fähigkeit der außersinnlichen Wahrnehmung.

Etzold meint nun in seiner Antwort, dass genau dieser Glaube, der sich auf Gegenstände außerhalb jeder möglichen Erfahrung bezieht, von ihm nicht gemeint sei. Psi-Anomalien wären nach Etzold ein Begriff, der aus der Erfahrung abgeleitet ist, und deren Auftreten durch einen Glauben an das Sosein der Dinge begünstigt werde. Ich stimme mit ihm darin überein, dass Psi-Anomalien erfahren werden. Menschen erleben das Phänomen der Gedankenübertragung, des Spuks oder der unerklärlichen Vorahnung. Das bedeutet aber nicht, dass Gedankenübertragung, Spuk oder Vorahnungen realer sind als Gott, die Freiheit des Willens, oder die unsterbliche Seele. Die meisten von uns vermeinen die Freiheit des Willens zu erfahren, weil sie offenbar tun können, was sie gerade wollen (ob sie auch wollen können, was ihnen beliebt, ist eine tiefer angelegte Frage, die bekanntlich von Schopenhauer in seiner Preisschrift zur Freiheit des Willens verneint wurde). Manch einer „erfährt“ Gott in einer Krisensituation. Ich glaube, die Philosophie ist sich einig darin, dass Fragen wie die Unsterblichkeit der Seele oder die Existenz Gottes nicht durch Verweis auf Erfahrungen, auch nicht durch Erfahrungen im weitesten Sinne wie Ergebnissen von empirischen Experimenten gelöst werden können. Nur Einzelwissenschaftler wie z.B. Neuropsychologen geben sich nach wie vor der Illusion hin, derartige Fragen experimentell beantworten zu können. „Gott sitzt im Nucleus X“ ist dann die sinnige Antwort. Diese Fragen kann man letztlich nicht empirisch beantworten, weil es sich um metaphysische Fragen handelt, deren Beantwortung die Umgehung der Konstitutionsprinzipien der Erfahrung voraussetzen würde. Und dies ist für uns Menschen unmög-

²⁰ Prof. Dr. Andreas Hergovich ist Psychologe an der Universität Wien.

E-Mail: hergovich@anomalistik.de

lich. Wenn, wie Kant gezeigt hat, Erfahrungen nur in Raum und Zeit gemacht werden können, wie soll dann die Existenz einer unausgedehnten (keinen Raum einnehmenden), ewigen Substanz erfahren werden können? Wenn die erfahrene Zeit eine gegenwärtige, eine vergangene und eine noch nicht stattgefundene (zukünftige) Dimension aufweist, wie soll es möglich sein, die Erfahrung von Prækognition zu machen?

Es macht Sinn, eine Erfahrung, die den Gesetzen der Erfahrung offenbar widerspricht, als Anomalie zu bezeichnen. Sinnlos ist es aber, aus einer solchen Erfahrung die ontologische Existenz von Anomalien abzuleiten, weil dies in sich widersprüchlich ist (da, zumindest nach Kant, die Konstitutionsbedingungen der Erfahrung in der Sinnlichkeit und im Verstand quasi ontologische Bedeutung haben).

Bei einer Psi-Anomalie ist es eben nicht nur praktisch möglich, einer Täuschung zu unterliegen, sondern es ist, wenn man Kant beim Wort nimmt, prinzipiell unmöglich, auf eine grundlegende Anomalie zu schließen, geschweige denn diese zu beweisen. Anders formuliert: Es steht im Rahmen der Grenzen unseres Verstandes von vornherein fest, dass die Anomalie nur eine scheinbare sein kann.

Die Philosophie und Wissenschaftstheorie nach Kant ringt nach wie vor darum, das von Kant erreichte kritische Niveau des Setzens von Grenzen unseres Verstandes nicht zu unterbieten. Die Theorie des radikalen Konstruktivismus fällt m. E. in den Topf jener Theorien, die sein Reflexionsniveau klar unterbieten. Der radikale Konstruktivismus greift zwar Kants Grundgedanken, wonach die Erfahrung konstituiert wird, auf. Aber – und hier wird Kant unterboten – beim Konstruktivismus unterliegt die Konstitution der Erfahrung nicht allgemeinen Bedingungen der Möglichkeit jeder denkbaren Erfahrung, sondern Wirklichkeit wird durch die kontingente (z.B. neurophysiologische) Beschaffenheit empirischer Subjekte konstruiert. Der Begriff des empirischen Subjekts (der menschliche Sinnes- und Denkapparat), das bei Kant eines der Resultate der Verstandestätigkeit ist, wird somit zu einer Instanz hypostasiert, die der ihr zugeordneten Aufgabe nie gerecht werden kann, weil hier Resultaten des Denkvollzuges zugemutet wird, den Vollzug (das Denken) selbst zu erklären. Noch krasser wird die Zumutung durch die Annahme Etzolds, der Glaube an das So-Sein der Dinge genüge, um Erfahrungen in Übereinstimmung mit diesem Glauben zu machen. Dann ist es nur noch ein winziger Schritt zu der Annahme, sich etwas zu wünschen genügt, damit es eintritt, oder zu der in Esoterikerkreisen verbreiteten karmischen Auffassung, jeder (ob krank oder benachteiligt) hätte sich sein Schicksal selbst ausgesucht und wäre daher auch voll und ganz verantwortlich dafür. Diese Geisteshaltung halte ich für bedenklich. In der Regel geht eine Abwertung der Benachteiligten mit einer solchen Geisteshaltung einher (siehe die Forschungsergebnisse zum Glauben an eine gerechte Welt).

Dessen ungeachtet stimmt sicherlich, dass das Auftreten von Psi-Erfahrungen durch einen bestimmten Glauben an das Sosein der Dinge begünstigt wird, wie Etzold meint. Psi-Gläubige haben mehr Psi-Erfahrungen, aber das hat keine ontologische Relevanz.

Da nie ausgeschlossen werden kann, dass es für Psi-Anomalien natürliche Erklärungen gibt, ist es m. E. ewige Aufgabe der Parapsychologie (oder Anomalistischen Psychologie), nach natürlichen Erklärungen für Psi-Erfahrungen zu suchen, und leider²¹ nie möglich, Psi-Anomalien zu beweisen.

Autorenantwort:

ECKHARD ETZOLD ²²

Anomalien sollen nicht bewiesen, sondern verstanden werden

Kann „Psi“ bewiesen werden? Mit dieser Frage hatte ich mich beschäftigt im Kontext des Modells der Pragmatischen Information (MPI) von Walter von Lucadou. Ausgehend von dessen Forderung, Psi nicht als ein Signal zu behandeln, kam ich zu dem Ergebnis, dass Psi-Effekte im Sinne des MPI sich einem herkömmlichen Beweisverfahren entziehen. Das gehört anscheinend ontologisch zum Wesen dieser Phänomene. Während die gewöhnlich von uns beweisbaren Gegenstände und Phänomene sich im Vorgang ihrer Entbergung auch entbergen lassen, d.h. in die Unverborgenheit treten, gehört es zum Wesen dieser Klasse von Phänomenen, die wir mit dem Begriff „Psi“ bezeichnen, dass sie im Vorgang ihrer Entbergung verborgen bleiben. Sie treten nicht in die Unverborgenheit, ans Licht, an die Wahrheit. Sie sind – im wahrsten Sinne des Wortes – okkult, verborgen und sind es, bei allen wissenschaftlichen Anstrengungen, bisher auch geblieben. Das ist m.E. ein Indiz dafür, dass wir mit ihnen nicht so umgehen können wie mit anderen Gegenständen, deren Existenz wir beweisen, sicherstellen können. Nicht diese Phänomene an sich sind problematisch, sondern unsere wissenschaftlichen Methoden, mit denen wir sie „stellen“, ans Licht holen wollen. Mit unserem zudringlichen Blick in das Verborgene der Natur geben wir ihnen offensichtlich keine Chance, selbst ans Licht zu treten und sich zu zeigen. Wo der zudringliche Blick jedoch einer vertrauensvollen Erwartung weicht, ändert sich das Bild. Ausgehend von den Ergebnissen der Metaanalysen zum Sheep-Goats-Effekt zeigte sich, dass für das Auftreten von Psi-Effekten der Umstand, dass jemand an ihre Existenz glaubt, signifikant förderlich ist. Aus beiden Beobachtungen leitete sich meine Empfehlung ab, die Glaubensüberzeugungen der Versuchsleiter und -teilnehmer stärker als bisher auszuwerten und zu berücksichtigen.

21 Wer, und sei er der größte Skeptiker, würde sich nicht wünschen, von einem Weiterleben nach dem Tode zu „wissen“ oder schlicht schweben zu können? Insofern konnte ich der These der „Angst vor dem Paranormalen“ bei Skeptikern noch nie etwas abgewinnen.

22 Eckhard Etzold, Dipl. theol., ist Pfarrer der evangelisch-lutherischen Kirchengemeinde Broitzem bei Braunschweig. E-Mail: etzold@anomalistik.de

Andreas Hergovich reagierte darauf mit einer pauschalen Kritik, indem er die paranormalen Erscheinungsformen dem Reich des Glaubens zuordnete und mit Bezug auf Kant deren Existenz absolut bestritt. Hergovich schreibt nun: „Wenn, wie Kant gezeigt hat, Erfahrungen nur in Raum und Zeit gemacht werden können, wie soll dann die Existenz einer unausgedehnten (keinen Raum einnehmenden), ewigen Substanz erfahren werden können?“ Auf diese Frage, die sich eigentlich auf die Problematik der philosophischen Gottesbeweise bezieht, hat die christliche Theologie mit der Rede von der Selbstoffenbarung Gottes geantwortet. Der Gott, den „niemand je gesehen hat“ (1. Joh. 4,12 u.v.a.), der ganz recht nach Kant eben nicht an sich sinnhaft erfahren werden kann, macht sich selbst erfahrbar, indem er Mensch wird, begreifbar und beschreibbar im Wesen seines Sohnes Jesus Christus. Wer Jesus Christus „sieht“, so wie ihn die Texte des Neuen Testaments uns vor Augen malen, der „sieht“, wie Gott ist. Und wenn Gott den Menschen zu seinem Bilde schuf (Gen. 1,27), dann ist damit auch gemeint, dass in jedem Menschen Gott uns begegnet. Solchermaßen kann es dann zur christlichen Grunderfahrung kommen, in der Menschen erleben, dass sie ganz persönlich von Gott angesprochen sind und sich dazu verhalten.

Da Gott aber kein Gegenstand dieser Welt ist, kann er auch nicht im Sinne dessen existieren, wie wir Existenz von den Dingen unserer Welt behaupten. Einen Gott, den es „gibt“, den gibt es nicht. Deshalb wird er für uns nur im Glauben erkennbar. In der christlichen Theologie unterscheiden wir daher zwischen einer ontischen Gegenständlichkeit in Raum und Zeit und einer eschatologischen Gegenständlichkeit in der Gegenwart Gottes (Dalferth 1984).

Mit den Psi-Effekten verhält es sich jedoch anders. Sie neigen nicht dazu, sich selbst zu erklären oder ihr Wesen von sich aus zu offenbaren. Auch wo sie sich zeigen, bleiben sie im Vorgang des Zeigens immer noch verborgen. Wir haben auch keinen Anlass, sie als Gegenstände oder Ereignisse im Horizont eschatologischer Gegenständlichkeit zu verorten. Wir haben diesen Begriff „Psi“ für eine Klasse von Erfahrungen geprägt, in denen die uns bekannte und in Kantschen Kategorien beschreibbare Wahrnehmung irritiert wird. Sie mögen religiöse Erfahrungen begleiten, sie bleiben aber in der Regel unterscheidbar von ihnen.

Wir kennen die so genannten Psi-Anomalien nur von ihren Wirkungen her. Diese Wirkungen sind nicht die Anomalien selber, und soweit es sich dabei nicht um Täuschungen handelt, lassen diese Wirkungen darauf schließen, dass es Bereiche unserer Wirklichkeit gibt, die wir mit unserer Wahrnehmung heute nicht erfassen können, aber die trotzdem innerhalb der Grenzen unserer Wahrnehmung wirksam werden. Die Existenz solcher Wirkungen muss nicht extra bewiesen werden. Ein Anruf bei der parapsychologischen Beratungsstelle (Tel. +49 (0) 761 / 77202) reicht in der Regel aus, um Gewissheit zu erlangen.

Nun meint Hergovich jedoch, sinnlos „ist es aber, aus einer solchen Erfahrung die ontologische Existenz von Anomalien abzuleiten, weil dies in sich widersprüchlich ist“. Dieser Satz selbst ist kaum verständlich. Es müsste besser heißen: Aus solchen Erfahrungen wird die Existenz von etwas uns Verborgenen abgeleitet. Dass es überhaupt Verborgenes gibt, ist ontologisch die Voraussetzung von Wissenschaft, und wer das bestreitet, hat seine wissenschaftliche

Arbeit bereits beendet. Martin Heidegger hat das Wesen der Technik und der Wissenschaft (episteme) als einen Akt des Entbergens beschrieben. Was verborgen ist, soll ans Licht kommen, in die „aletheia“, die Wahrheit, die Unverborgenheit (Heidegger 1962, S. 12 ff.). Dieser Akt des Entbergens macht aber nur Sinn, wenn erst einmal festgestellt wird, dass es ein uns verborgenes Sein gibt. Ob dieses anomal oder gesetzmäßig ist, ist zunächst einmal zweitrangig. Hergovich schlussfolgert: „Es steht im Rahmen der Grenzen unseres Verstandes von vornherein fest, dass die Anomalie nur eine scheinbare sein kann.“ Ja, so ist es. Das mit dem Begriff „Anomalie“ Gemeinte existiert nur in unserem Denken. Der Begriff Anomalie markiert, dass es sich dabei um eine Irritation unserer Wahrnehmung, unseres Weltbildes handelt. Sie drückt ontologisch einen Übergangszustand aus, ein fragmentarisches Wissen, das von Nicht-Wissen durchsetzt ist. Wir können sehr wohl beweisen, dass da etwas ist, was diese Irritationen auslöst. Aber wir können die Ursache dieser Irritationen nicht in unserer raumzeitlichen Gegenständlichkeit verorten, wenn wir uns eingestehen müssen, dass es keine Täuschung gewesen war.

Wenn die Ursache einer Anomalie erkannt worden ist, verschwindet die Anomalie, und ihre Ursache wird Bestandteil unseres Weltbildes, das sich dann verändert hat. Die Wirkungen mögen immer noch dieselben sein, aber wir empfinden sie nicht mehr als anomal, weil wir sie erklären können. Bis dahin aber ist alles, was wir über den uns unbekanntem Gegenstand in Erfahrung bringen können, ontologisch relevant, bezogen auf unsere Fragestellung auch der Umstand, dass Psi-Gläubige mehr Psi-Erfahrungen haben als andere. Gerade das zeigt uns, dass wir es hier nicht mit einem „gewöhnlichen“ Gegenstand zu tun haben, sondern mit einem Gegenstand, der sich zu unseren persönlichen Vorurteilen und Grundannahmen zu verhalten versteht. Wenn wir wissen, worum es sich dabei handelt, werden wir nicht nur mehr über die Natur um uns herum wissen, sondern auch mehr über das Wesen des Menschen.

Das Ziel der parapsychologischen Forschung besteht nun nicht darin, die Existenz von Anomalien zu beweisen oder nach übernatürlichen Erklärungen zu suchen, wie Hergovich es ihr unterstellt, sondern zu erklären, was sich hinter den als Anomalien wahrgenommenen Phänomenen verbirgt und so unser Weltbild zu erweitern („No entity without identity“, Quine).

Der Streit entzündet sich aber an der Frage, ob dann, wenn die Anomalien erklärt worden sind, sich unser Weltbild erweitert hat um Einsichten, die sich aus dem heutigen Kenntnisstand nicht ergeben können oder nicht. Das ist zur Zeit eine Glaubensfrage. Die „skeptische“ Fraktion glaubt, dass unser heutiges vorhandenes Wissen genug ist, um alle anomalen Effekte zu erklären. Das heißt, letzten Endes beruhe alles auf Täuschung, und die heute bekannten Naturgesetze reichen aus, um alle denkbaren und undenkbbaren Phänomene zu erklären.

Die „parapsychologische“ Richtung geht davon aus, dass unser Weltbild erweiterungsfähig ist und die Wirklichkeit für uns noch Entdeckungen bereit hält, die sich nicht zwingend aus unserem heutigen Wissen schlussfolgern lassen. Auch das ist eine Glaubensposition. Beides

sind Glaubenspositionen, solange wie wir noch nicht zu einem abschließenden Urteil gelangt sind. Da der Glaube im Zusammenhang mit Wissenschaftlichkeit immer die Neigung hat, sich abzusichern, sucht er freilich auch immer nach Beweisen für seine „Richtigkeit“. Hier kommt der Konstruktivismus ins Spiel. Die vernünftige Grundhaltung bei offenen Fragen wäre, auch den Spielraum aller möglichen Antworten offen zu halten. Aber da scheiden sich die Geister. Es ist doch merkwürdig, dass aus dem „skeptischen“ Lager bisher m.W. noch keine Studie publiziert wurde, die feststellt, dass wir es mit Anomalien zu tun haben, die sich nicht durch Täuschung erklären lassen. Wohl aber kenne ich genug „parapsychologische“ Studien, die ihrem eigenen Forschungsgegenstand gegenüber auch zu einer sehr skeptischen Einschätzung kommen.

Wenn Hergovich schreibt: „Noch krasser wird die Zumutung durch die Annahme Etzolds, der Glaube an das So-Sein der Dinge genüge, um Erfahrungen in Übereinstimmung mit diesem Glauben zu machen“, dann ist z.B. die Verlautbarungspraxis der GWUP, die noch nicht einmal die Denkmöglichkeit einer Anomalie aufkommen lässt, das beste Beispiel dafür, dass ich im Recht mit dieser Annahme bin. „Es wäre interessant zu wissen, wovor sich die Menschen am meisten fürchten“, fragt Fjodor M. Dostojewskij, den Friedrich Nietzsche einmal als den „größten Psychologen aller Zeiten“ bezeichnet hatte, um gleich darauf die Antwort zu geben: „Am meisten fürchten sie sich wohl vor einem neuen Schritt, einem neuen Gedanken“ (Dostojewskij 1954, S. 6).

Literatur

- Dalferth, I.U. (1984): Existenz Gottes und christlicher Glaube. Skizzen zu einer eschatologischen Ontologie. Kaiser, München.
- Dostojewskij, F.M. (1954): Schuld und Sühne. Knauer, München.
- Heidegger, M. (1962): Die Technik und die Kehre. Neske, Pfullingen.